Y.

Aus einer Künstler-Ehe.

Aus einer Künſtler-Ehe.

Novelle

von

J. M. Hutterus.

Münſter.
E. C. Brunn's Verlag.
1865.

BIBLIOTHECA
REGIA.
MONACENSIS.

Erſtes Kapitel.

Vor dem ſogenannten Deutſchhauſe, einer ehemaligen Commende des Deutſchordens in der frühern fürſt-biſchöflichen Reſidenz T., hielt eines Tages im Septembermond ein mit Meubeln und ſonſtigem Hausrath beladener Wagen. Es paſſirte faſt Keiner die Gaſſe, ohne daß er nicht eine Weile mit allen Zeichen der Verwunderung bei ihm ſtehen geblieben wäre, oder wol gar den mit dem Löſen der Stricke beſchäftigten Fuhrmann nach dem Eigenthümer der Ladung gefragt hätte. „Eine Maler-Familie aus A.," lautete alsdann die immer mürriſcher gegebene Antwort des Befragten, welcher ſich wiederum ſeinerſeits nicht genug über die Neugier dieſer Leute verwundern konnte. An den Meubeln iſt doch eben nichts ſo Abſonderliches zu entdecken, dachte er bei ſich, und darin hatte er vollkommen Recht; ſie zeichneten ſich weder durch eine beſondere Eleganz, noch durch das Gegentheil, noch über-

haupt durch irgend ſonſt Etwas vor Andern ihres Geſchlechts aus. Sie waren es aber auch nicht, was die allgemeine Verwunderung erregte, dieſe war vielmehr das Reſultat der allerdings richtigen Combination, daß ihr Beſitzer mit ihnen das Deutſchhaus beziehen wolle. Letzteres, ein Eigenthum der Stadt, war nemlich ein großes, alterthümliches Gebäude, welches, an der Weſtſeite von einem ſchlanken, zinnengekrönten Thurme überragt, der Zwittereigenſchaft ſeiner ehemaligen Bewohner als Ritter-Mönche entſprechend, ebenſoviel von dem Charakter einer Burg als eines Kloſters an ſich trug. Während die Kellergewölbe, das Erdgeſchoß und die Speicher als Lagerräume für Weine, Waaren und Getreide dienten, waren alle Verſuche, auch den obern Stock in irgend einer Weiſe nutzbar zu machen, erfolglos geblieben, ſeine Gemächer ſtanden faſt ſeit Menſchengedenken leer. Denn wenn das Haus ſchon zur Zeit, als es noch von den Deutſchherren bewohnt wurde, ſeines kloſterlichen Charakters ungeachtet eben nicht im Geruche der Heiligkeit geſtanden, ſo war es ſpäter vollends in einen übeln Ruf gerathen. Es gehe ein Geiſt in ihm um, ſagte man, und zwar der Geiſt des letzten Deutſchherrn, welcher gar arge gottloſe Thaten verübt haben ſolle. Worin ſolche eigentlich beſtanden, wußte freilich

Niemand anzugeben. Wahrſcheinlich hatte er es nicht ärger getrieben, als ſeine übrigen Ordensbrüder; weil er aber, der Letzte von ihnen, das Zeitliche geſegnet, mußte er auch deren Sünden ſich aufladen laſſen. Thatſache war nur, daß man vor vielen Jahren bei Aufräumung der Keller in einem derſelben neben einem weiblichen Skelette auch die Gebeine einiger neugebornen Kinder aufgefunden hatte. So ganz unverſchuldet ſchien alſo das Haus doch nicht in Verruf gekommen zu ſein.

Nachdem der Fuhrmann die Ladung von ihren Stricken befreit und den Pferden etwas Heu verabreicht hatte, ließ er ſich auf einer Stufe der großen Freitreppe nieder und ſchaute von Zeit zu Zeit verdrießlich die Gaſſe hinauf, wie wenn er Jemanden mit Ungeduld erwarte.

„Endlich!“ rief er ſich erhebend aus, als er einen jungen Mann in einem braunen Sammetrocke und einer barettartigen Mütze in Begleitung zweier Arbeiter um die Straßenecke biegen ſah. „Spät kommt Ihr zwar, jedoch Ihr kommt!“ mit dieſen Worten des unſterblichen Dichters — würde der Fuhrmann vielleicht den Ankommenden empfangen haben, wenn er ſich der Bildung des Leſers zu erfreuen gehabt hätte: da dies aber natürlich nicht ſein Fall war, ſo verſetzte er einfach:

„Endlich ſeid Ihr da, nun ſputet Euch aber auch, denn meine Gäule verlangen nach dem Stalle.“

„Und Ihr gewiß nicht minder, Klaus,“ erwiderte der junge Mann, welchen wir hiemit dem Leſer als den Maler Falkmann vorſtellen, „denn ich möchte einen Eid darauf thun, daß heute noch kein Tropfen über Eure Lippen gekommen iſt —“

Klaus kniff ein Auge zu und ſchob ſeinen mit Barrierezetteln und Pflaſtergeldſcheinen beſteckten breitkrämpigen Strohhut von einer Seite auf die andere.

„Der nicht nach Bier oder Branntewein geſchmeckt hätte,“ fügte der Maler hinzu.

„Da würdet Ihr Euch doch arg verſündigen: denn es war auch noch Aepfeltrank oder Vietz, wie ſie das Zeug hier zu Lande nennen, darunter,“ entgegnete Klaus, indem er den Wagen beſtieg und mit einem Kinderſtühlchen und einer großen Pappſchachtel, welche er den Arbeitern zureichte, das Geſchäft des Abladens begann.

Der Maler erſchloß mit einiger Anſtrengung die Hauspforte, ſperrte beide Flügel auf und ſtieg dann in den obern Stock, um den Arbeitern die Zimmer anzuweiſen, in welchen die Meubel aufgeſtellt werden ollten. Man hatte ihm unter den vielen, meiſt einfenſtrigen zellenartigen Gemächern die Wahl gelaſſen

und da die Vorderſeite des Hauſes der Stadtmauer zugekehrt war, welche, ein anmuthiges Flußthal verdeckend, nur die Ausſicht auf einige Berggipfel freiließ, während man von den Zimmern der Rückſeite auf einen weitläufigen, wenngleich wüſten Garten hinabſchaute, ſo hatte er ſich einige der letztern zu ſeinem und ſeiner Familie Aufenthalt auserſehen. Sie bildeten freilich eine wunderliche, nichts weniger als bequeme Familienwohnung. Kein Zimmer ſtand mit dem andern in Verbindung, jedes hatte nur eine Thür mit einem Oberlichte nach dem Gange zu. Eine Küche mußte erſt hergerichtet werden: denn die vorhandene lag weitab im Erdgeſchoſſe und wenn irgend ein Raum im Hauſe unheimlich und ſpukhaft erſchien, ſo war es eben dieſe Küche mit ihrer gewölbten Decke, ihren tiefen düſtern Mauerniſchen und ihrem ungeheuern, mit allerlei ſeltſamem Bildwerk verſchnörkelten Kamin. Die Stadtverwaltung hatte ihm aber auch den Miethszins für dieſe Localien ungewöhnlich niedrig geſetzt, indem ſie erwog, daß, wenn der Maler darin aushalte, das Haus allmälig ſeinen übeln Leumund verlieren und ſich ſpäter nur um ſo beſſer vermiethen laſſen werde. So war beiden Theilen geholfen: denn was den Maler anging, ſo hatte er alle Urſache, ſich ſparſam einzurichten und er war darauf auch alles Ernſtes bedacht.

Während die Arbeiter die Meubel herantragen, wollen wir einen Blick auf das frühere Leben ihres Eigenthümers werfen.

Albert Faltmann war der Sohn eines geschickten Steinschneiders und er hatte ursprünglich das Metier seines Vaters ergriffen. Weil er jedoch weit mehr Neigung und Geschick zum Zeichnen und Malen verrieth, so hatte er, von Kunstfreunden dazu ermuntert, jenen Beruf noch zeitig genug aufgegeben, um sich in dieser Richtung auszubilden. Er besuchte zu diesem Zwecke die Maler-Akademie zu D. und machte, was die Technik betraf, gar rasche und tüchtige Fortschritte. Seine Nachbildungen, auch der anerkanntesten Meisterwerke im Fache der Historienmalerei waren kaum von den Originalen zu unterscheiden und die Koryphäen der Kunst vertrauten ihm vor Allen gern ihre Gemälde zum Copiren an. Als er sich indeß später auch in eigenen Schöpfungen versuchte, zeigte sich sein Talent als ein unzulängliches; seine Bilder ließen, abgesehen von einer mangelhaften Composition, insbesondere eine gewisse Kraft und Energie des Ausdrucks gar zu sehr vermissen, litten vielmehr an einer, an das Süßliche streifenden Weichheit. Als er sich nach manchen mißlungenen Versuchen endlich gegen diese Erkenntniß selbst nicht mehr verschließen konnte, und er seine Träume

von künftiger Künſtlergröße in Nichts zerrinnen ſah, gab er ſich anfangs einem dumpfen Trübſinn hin und ſtürzte ſich dann kopfüber in eine Flut von Zerſtreuungen und Ausſchweifungen. Eine edel angelegte Natur lenkte er zwar bald wieder in andere Bahnen ein, ſein Stolz erlaubte ihm jedoch nicht, zu ſeiner frühern Beſchäftigung, dem Copiren fremder Werke, zurückzukehren, er wies alle derartige Aufträge beharrlich von der Hand und wurde Portraitmaler. Als ſolcher in dem Hauſe eines höhern Beamten beſchäftigt, knüpfte er ein Liebesverhältniß mit deſſen jüngſter Tochter an, welches, vom Vater aus verſchiedenen Gründen mißbilligt, unter Anderm die Folge hatte, daß er die Geliebte bei Nacht und Nebel entführte. Der Vater legte darauf, dem einmal Geſchehenen ſich fügend, zwar ihrer Heirath keine weitern Hinderniſſe in den Weg, wandte ſich jedoch gänzlich von ſeinem Kinde ab, und alle Verſuche, ihn wieder zu verſöhnen, waren umſonſt. Das jugendliche Ehepaar — ſie zählte kaum ſiebzehn, er vierundzwanzig Jahre — ließ ſich in A., einer angeſehenen Handelsſtadt, nieder, wo er als Portraitmaler bald reichlichen Verdienſt fand. Wenn die Entführungsgeſchichte, welche mit einigen abenteuerlichen Zuſätzen in's Publicum gedrungen war, ſeiner Erſcheinung in den Augen Aller einen pikanten

Reiz verlieh, ſo entwaffnete die Schönheit und Liebenswürdigkeit beider Ehegatten auch ſelbſt den Tadel derer, welche ſonſt, in ihrer bekannten Sittenſtrenge, derartige Extravaganzen nicht leicht zu verzeihen pflegten. Man war ſogar eher geneigt, den Vater anzuklagen, welcher da habe trennen wollen, was die Natur einmal für einander geſchaffen zu haben ſchien. Nicht allein, daß insbeſondere die ganze Damenwelt von ihm abconterfeiet ſein wollte, die angeſehenſten Familien wetteiferten miteinander, ſich ihnen freundlich und gefällig zu zeigen und man glaubte bald in jeder Geſellſchaft Etwas zu vermiſſen, in welcher ſie nicht den Mittelpunkt bildeten. Für ſeine Portraits wurden ihm, oft wider ſeinen Willen, fabelhafte Preiſe gezahlt und das Geld häufte ſich in ſeiner Chatouille. Nun wollten ſie aber nicht mehr allein die Empfangenden ſein, ſie bezogen ein elegantes Quartier, und begannen ſelber ein Haus zu machen. Dazu reichten indeß ihre Mittel doch um ſo weniger aus, als ſich Keiner von ihnen auf das Wirthſchaften verſtand und, was die Führung des Haushaltes betraf, die junge, in Glanz und Luxus aufgewachſene Malersfrau ſich mit jeder Prinzeß an Unerfahrenheit und Ungeſchick hätte meſſen können. Dieſem trat aber noch hinzu, daß ſich mit der Zeit das Intereſſe minderte, das man an ihrer Perſönlich-

keit nahm, daß ſie, wie endlich einmal alles Neue, und zwar je glänzender, je eher, allmälig aus der Mode kamen. Nun wurden hie und da tadelnde Stimmen laut; man ließ zwar ihre Liebenswürdigkeit immer noch gelten, ſchalt aber daneben ihren Leichtſinn, ihre eitle Anmaßung, es den reichen Familien gleich thun zu wollen und fand auch an ſeinen Portraits, namentlich den männlichen, Manches auszuſetzen. Die ſogenannte Beſenſpritz-Manier, welche er auf letztere anzuwenden pflegte, um ihnen neben einem genialen Gepräge einen kräftigern Ausdruck zu verleihen und welche die Geſichter, in der Nähe angeſchaut, wie von Pockennarben zerriſſen erſcheinen ließ, wollte dem Geſchmacke der für ſolche Genialität unempfänglichen A—r Handelsherren doch auf die Dauer nicht zuſagen. Wenn es ihm auch niemals an Beſchäftigung mangelte, ſo konnte er doch die eingehenden Beſtellungen mit Bequemlichkeit effectuiren und wenn er über Einnahme und Ausgabe Buch geführt hätte, ſo würde ihm das ſteigende Mißverhältniß, welches ſich ihm thatſächlich, aber etwas unklar aufdrang, mit jener unerbittlichen Klarheit und Strenge, welche den Zahlen eigen iſt, vor die Augen getreten ſein. Die Geldverlegenheiten blieben nicht aus. Er ſuchte ſie ſeinem Weibe theils aus Scham, theils aus zärtlicher Schonung möglichſt

zu verheimlichen, allein die Gläubiger zeigten ſich weniger rückſichtsvoll. Nicht allein, daß ihr in Abweſenheit ihres Gatten manches Brieflein in die Hände fiel, das eher nach Pech, als nach Patchouli duftete, ſie mußte auch manch unwillkommenen Beſuch, ſowohl männlichen, als weiblichen, in ihrem Boudoir empfangen. In welcher Geſtalt aber auch die Mahnungen kommen mochten, ſie verhielt ſich, weniger aus Leichtſinn, als weil ſie in ihrer naiven Unerfahrenheit die ſchließlichen Folgen nicht zu überſehen vermochte, ziemlich gleichgültig dagegen, und vermied es, mit ihrem Manne von ſo unerquicklichen Dingen zu reden, zumal die erheblichſten Schuldpoſten auf ihre Rechnung fielen. Endlich jedoch, nach einer heftigen Scene mit einer Modiſtin, welche ſich durchaus nicht wollte abweiſen laſſen, kamen unter den Eheleuten ihre finanziellen Bedrängniſſe zur Sprache, und Beide erkannten vorläufig einmal die Nothwendigkeit an, ſich einer größern Sparſamkeit zu befleißigen. Aber wie das anfangen, ohne ſich vor ihren zahlreichen Bekannten blos zu ſtellen! Jeder wollte zunächſt bei ſich den Anfang machen, er ſich dieſes, ſie ſich jenes Genuſſes begeben und Beide überboten ſich in Entſagungs-Entwürfen. Auch ihren geſelligen Verkehr dachten ſie nach und nach mehr einzuſchränken; allein Neigung und Ge-

wohnheit ihrer=, Ehrgeiz und Schwäche ſeinerſeits ließen es weder zu dem Einen noch zu dem Andern kommen. Sie thaten es jenem Zecher gleich, der, ſich ſelbſt beherrſchend, am Wirthshauſe vorüberging, dann aber um= und einkehrte, um ſich für ſeine Selbſtüberwindung zu belohnen. So nahmen denn die Verlegenheiten von Tag zu Tag mehr überhand, die Gläubiger begannen immer dringlicher zu werden und gingen zuletzt zu gerichtlichen Maßregeln über. Die Schmuckſachen der jungen Frau, meiſt Geſchenke von befreundeter Hand, wurden zuerſt zu ihrer Befriedigung verwendet, und endlich kamen mit ſeiner Gemäldeſammlung auch die werthvollern Meubel unter den Hammer. Die Gönner und Freunde verloren ſich jetzt von ſelbſt, — das gefeierte Ehepaar hatte ſeine Rolle in A. ausgeſpielt. Da faßten ſie denn nach einem vierjährigen Aufenthalte den Entſchluß, ihren Wohnſitz zu wechſeln, und da unter den angeſehenen Städten der Provinz ſich ihnen keine ſo ſehr empfahl, als die Stadt T., welche, außerhalb des großen Straßennetzes in einem äußerſten Winkel des Landes belegen, mit Recht in dem Rufe ſtand, daß es ſich in ihr gar billig leben laſſe, ſo ſiedelten ſie mit dem Reſt ihrer Habe und vielen löblichen Vorſätzen für die Zukunft dort hinüber. Ihre erſte Sorge nach ihrer Ankunft war, ſich nach

einer paſſenden Wohnung umzuſehen. Allein an Miethswohnungen hatte unſere gute Stadt, in welcher neben andern guten und böſen Geiſtern auch der Spekulationsgeiſt noch in tiefem Schlummer lag, einen entſetzlichen Mangel aufzuweiſen. Ganze Morgen unbebauten Landes, meiſt zur Feldwirthſchaft benutzt, dehnten ſich in ununterbrochener Folge innerhalb ihrer Mauern aus, das trefflichſte Baumaterial lag unmittelbar vor ihren Thoren, aber es fiel keinem Bürger ein, jenem Bedürfniſſe zu eignem wie zu fremdem Nutzen abzuhelfen; genug, daß Jeder ſein Haus aus eignem oder polizeilichem Antriebe in einem nothdürftig-baulichen Zuſtande erhielt. So ſollten denn auch die wiederholten Bemühungen des Malers um ein anſtändiges und zugleich billiges Quartier lange ohne Erfolg bleiben; er kehrte von jeder Entdeckungsreiſe immer hoffnungsloſer in ſeinen Gaſthof zurück. Da machte man ihm denn ſcherzweiſe den Vorſchlag, ſich im Deutſchhauſe einzumiethen. Er ergriff ſolchen mit Lebhaftigkeit und als man ihm von dem Spuk erzählte, der darin ſein Weſen treiben ſollte, zeigte er ſich nur um ſo mehr bereit, darauf einzugehen. „Solch ein altes verwunſchenes Gebäu' iſt gerade nach meinem Geſchmack," rief er aus, und trat ſofort mit der Stadtverwaltung in Unterhandlung. Wie bereits erwähnt, hatte ihm

dieſe denn auch den obern Stock zu einem Spottpreiſe überlaſſen und indem wir unſer

Zweites Kapitel

beginnen, finden wir die beiden Ehegatten, Jeder in ſeinem Felde, daſelbſt bereits in voller Thätigkeit. Während die junge Frau mit Hülfe eines Stundenmädchens — denn um eine Magd hatten ſie ſich vergebens bemüht, es wollte keine in dem verrufenen Hauſe einen Dienſt annehmen — in einem zur Küche umgeſchaffenen Gemache die Küchengeräthe zu ordnen ſucht, iſt er damit beſchäftigt, ſich ein anderes als Atelier einzurichten. Auch Cäcilchen, ihr einziges, bald nach Abſchluß der Ehe gebornes Töchterlein, bewegt ſich gar emſig hin und wieder. Es hat ungefragt im Zimmer ſeines Vaters einen Winkel für ſich und ſeine Spielſachen in Beſitz genommen und ſucht dort ſeiner Puppe eine wohnliche Stätte zu bereiten. Was auch ſeine Eltern, und insbeſondere die Mutter, an der Wohnung auszuſetzen haben mochten, es war darin mit ihnen gar nicht einerlei Meinung, vielmehr gefiel ſie ihm ganz ausnehmend gut, namentlich der lange Corridor, auf welchem es ſich wie auf der Straße

umtummeln konnte, ohne daß es ſich vor Pferden und Wagen zu fürchten brauchte: denn Cäcilchen war ein gar lebhaftes Kind und hielt es nimmer lange auf einer Stelle aus. Es hat auch ſchon den Garten einer nähern Muſterung unterzogen und darin, wie es eben ſeinem Papa erzählt, hinter vielem Geſträuch einen kleinen Weiher entdeckt, in welchem, wie es meint, gewiß die ſchönſten Goldfiſchlein umherſchwämmen.

„Daß Du mir nur nicht an das Waſſer gehſt,“ warnte der Vater, „es ſind keine Goldfiſchlein darin, wohl aber recht häßliche ſchwarze Karpfen, die ihre großen Mäuler weit aufſperren und ſo kleine Mädchen, wie Du biſt, verſchlingen, wenn ſie ihnen nahe kommen.“

Das Kind ſah ihn nachdenklich an und ſchlug dann ſein Bilderbuch auf.

„Meinſt Du dieſen Fiſch hier? Papa!“ fragte es, auf das Bild eines Wallfiſches zeigend.

„Nun, ganz ſo groß ſind die Karpfen wohl nicht,“ erwiderte er lächelnd, „aber auch nicht viel kleiner und ebenſo böſe.“

Hier trat ſein Weib in's Zimmer, warf ſich erſchöpft in einen Seſſel und verſetzte:

„Höre, Albert, ich meine, da hätten wir wieder einmal einen recht thörichten Streich begangen, daß wir uns durch den geringen Miethszins haben verleiten

laſſen, in dies wüſte Haus zu ziehen. Hätten wir noch ein paar Tage gewartet, ſo würde ſich auch wohl noch eine andere Wohnung für uns gefunden haben.“

„Was iſt Dir denn jetzt wieder Unangenehmes aufgeſtoßen, liebes Hannchen?“ fragte der Maler.

„Was wäre hier nicht unangenehm oder mindeſtens unbequem!“ erwiderte ſie. „Da quäle ich mich ſeit einer Stunde ab, in unſerer Küche einige Nägel einzuſchlagen, um die Geräthe aufzuhängen, aber kein Nagel will in der Wand haften; wie ich einen über die Spitze hinaus eingetrieben habe —“

„Da macht er einen Knix und ſagt: bis hieher und nicht weiter!“ unterbrach ſie der Maler. „Nun, mir iſt es nicht beſſer ergangen, die Mauern hier laſſen einmal keine Nägel ein, wir müſſen einen Handwerker kommen laſſen, der ihnen mit einem Bohrer den Weg bahnt.“

„Und dann, ſagt das Laufmädchen, fehle auch ein Spülſtein in der Küche, ſo daß man allen Spülicht die Treppe hinunter ſchaffen müſſe. Dazu werde ſich aber keine Magd verſtehen, wenn überhaupt eine in unſern Dienſt treten möchte. Sie würde um Alles in der Welt auch nicht eine Nacht in dieſem Spukhauſe ſchlafen, und man ſei geſtern in der Nachbarſchaft nicht wenig darauf geſpannt geweſen, ob wir

heute Morgen noch Alle am Leben ſein möchten, man habe geglaubt, es müſſe wenigſtens Einem von uns über Nacht der Hals umgedreht ſein.“

„An dieſem Völkchen hier ſcheint faſt ein halbes Jahrhundert mit all ſeinen großartigen Erſcheinungen ſpurlos vorüber gegangen zu ſein. Ob der Sturm aus Weſten auch durch ſeine Gaſſen gefahren und der Franzmann hier ſo gut wie anderswo die biſchöflichen Wappen ecraſirt hat, man ſteht mit ſeinen Ideen wie mit ſeinen Bedürfniſſen noch genau in der Zeit, wo hier der Krummſtab regierte, und der alte Zopf hat nur ein wenig Puder gelaſſen. Wenn der Himmel ihren Weinſtöcken nur zur rechten Zeit Regen und Sonnenſchein ſchickt und ihnen zu einem guten Trunke einen guten Biſſen nicht verſagt, ſo darf er ziemlich ſicher ſein, von ihnen mit weiteren Bitten und Wünſchen nicht behelligt zu werden.“

„Und dennoch denkſt Du hier für Deine Kunſt einen ergiebigen Boden gefunden zu haben?“

„Ich rechne zunächſt auf die fremden Elemente, mit denen das hieſige Pfahlbürgerthum untermiſcht iſt: das Militair und die Beamten.“

„Nur Schade, daß dieſen Elementen eben das zu mangeln pflegt, was uns noth thut.“

„Je weniger Geld, je mehr Prunkſucht und Leicht-

ſinn. Ueberdies zieht eine Verbindung die andere nach ſich und ich denke, daß das Glück, das uns in A. anfangs ſo hold geweſen und das uns erſt dann den Rücken gekehrt hat, als wir mit ſeinen Gaben gar zu leichtfertig umſprangen, ſich uns allmälig wieder zuwenden wird, wenn es ſieht, daß wir unſere Erfahrungen zu nützen und ſeine Gaben beſſer zu würdigen wiſſen."

Der Maler hatte dieſe Worte mit einem ſo ernſten Ausdrucke begleitet, daß ſeine Frau, deſſen ungewohnt, ängſtlich zu ihm aufblickte. Sie war ſich im Stillen bewußt, daß, wenn er ſich ihr gegenüber auch einen gleichen Antheil an der gemeinſamen Schuld beizumeſſen ſchien, ihr doch bei Weitem die größere Hälfte zufiel, und daß ſie es eigentlich geweſen, welche ihm durch ihre luxuriöſen Neigungen die erſten Verlegenheiten bereitet und ſchließlich ſeinen vollſtändigen Bankerott herbeigeführt hatte. Sie war allerdings erſt hinterdrein und zwar erſt dann zu dieſer Einſicht gelangt, als ſie immer mehr erkannt, daß er von Natur eines durchaus nüchternen und genügſamen Sinnes und ſeine Bedürfniſſe mit den einfachſten Mitteln zu befriedigen ſeien. Als er daher jetzt in ſo ernſter, wenngleich wiederum ſchonender Weiſe ihres frühern Leichtſinns gedachte und er ſeinen Worten

auch nicht, wie wohl ſonſt, irgend eine mildernde ſcherzhafte Bemerkung folgen ließ, fühlte ſie ſich davon wie von einem Vorwurfe betroffen und die Thränen ſprangen ihr in die Augen. Er hatte aber auch in der That nicht ganz unabſichtlich jene Aeußerung gethan, denn die Wahrnehmung, daß ſie ſich von der einen oder der andern Unbequemlichkeit ihrer gegenwärtigen Wohnung verſtimmen ließ, ohne die Vortheile derſelben irgendwie in Anſchlag zu bringen, erfüllten ihn mit der Beſorgniß, daß ſie „nichts gelernt und nichts vergeſſen", und daß ihre alten Neigungen ſich wieder geltend machen würden, ſobald ſie ſich in etwa wieder in Beſitz der Mittel ſehen möchte, ſolche zu befriedigen. Die Wirkung ſeiner Worte entging ihm eben ſo wenig, er war ſich jedoch nicht klar darüber, welcher Quelle ihre Thränen entſprangen, ob einem reuigen oder einem grollenden Herzen: denn wenngleich ſie jetzt einundzwanzig Jahre zählte, ſo hatte ſie doch äußerlich wie innerlich, im Guten wie im Schlimmen noch gar Vieles von einem Kinde, und er war gewohnt, ſie auch noch als ſolches zu betrachten und zu behandeln. Freilich als ein liebes, verwöhntes Kind, dem er jede Schwäche nachſehen, dem er keinen Wunſch verſagen zu dürfen glaubte. Ernſt und Heiterkeit, Trotz und Demuth, Wärme und Kälte

wechſelten raſch und unvermittelt, meiſt ohne erkennbaren äußern Anlaß, in ihrem Innern, aber keiner dieſer Affecte war ſtark genug, auf ihrem lieben, anmuthigen Geſichtchen irgend eine bleibende Spur zu hinterlaſſen, das glitt über Seele und Angeſicht nur flüchtig hinweg wie Schatten und Sonnenſchein. Selbſt das Gefühl der Mütterlichkeit ſchien in ihrem Herzen noch nicht recht Wurzel gefaßt zu haben; wie ſie Cäcilchen zu einer Zeit mit Zärtlichkeiten überhäufte und zur andern ganz unbeachtet ließ, war das Kind eigentlich nur an die Stelle ihrer Puppe getreten, weshalb es ſich denn auch mehr zum Vater wie zur Mutter hingezogen fühlte. — Während der Maler noch bei ſich überlegte, ob er von den zweifelhaften Thränen ſeines Weibchens Kenntniß nehmen und ihrem Grunde nachforſchen ſolle, trat ein junger Burſche, deſſen mit Druckerſchwärze grundirtes Geſicht den Buchdrucker-Lehrling verrieth, in's Zimmer und überreichte Herrn Falkmann ein Zeitungsblatt nebſt einer im Voraus quittirten Nota über Inſertionsgebühren im Betrage von fünfzehn Silbergroſchen. Letzterer zog ſchweigend ſeine Börſe und ſah die letzten Reſte ſeiner Baarſchaft in die Hände des kleinen Kobolds verſchwinden. Nachdem dieſer ſich entfernt hatte, entfaltete er das Blatt und las, während Johanna ihm über die Schulter

blickte, folgende Annonce: „Einem verehrlichen Publicum die ergebenſte Anzeige, daß der Unterzeichnete ſich dahier als Portraitmaler und Reſtaurateur niedergelaſſen. Seine Wohnung iſt: Deutſchgaſſe Nro. 777, eine Treppe hoch.“

„Und Reſtaurateur!“ lachte Johanna laut auf. Albert wandte ernſt ſein Geſicht nach ihr um.

„Wird denn dies doppelſinnige Wort an einem Orte, wo jedes dritte Haus eine Schenke, nicht zu lächerlichem Mißverſtändniß Anlaß geben? Ich wette Zehn gegen Eins, daß nur Einer von Zehen es richtig deuten, die Uebrigen aber des Glaubens ſein werden, daß Du neben Deinem Atelier auch einen Wein- oder Bierſchank eröffnet habeſt und ich höre ſchon den einen oder andern neugierigen Gaſt die Treppe heraufſtolpern.“

„An dieſen Doppelſinn habe ich freilich nicht gedacht, als ich das Wort noch nachträglich einſchaltete; es iſt auf Anrathen des Kanonikus geſchehen. Du weißt, daß ich dieſem Herrn als einem Kunſtfreunde von A. aus empfohlen war, und als ich ihm in dieſen Tagen meinen Beſuch machte, meinte er, daß nicht allein in den hieſigen zahlreichen Kirchen, ſondern auch in andern der umliegenden Landſtädte manche werthvolle Bilder dringend der Reſtauration bedürften. Auch

ſollen ſich nicht unbedeutende Gemälde aus den aufgehobenen Klöſtern im Beſitz von Privaten befinden. Doch, wer weiß, ob ich unter dem Zeichen des Wachholderſtrauches hierorts nicht beſſere Geſchäfte machen würde, denn als Maler!“

„Riechſt Du nichts, lieber Albert?“ fragte Johanna, ihr Näschen in die Luft ſtreckend.

„Es riecht nach Torf,“ erwiderte er und Beide eilten auf den Corridor hinaus. Ein undurchdringlicher Qualm, der in dicken Wolken aus der offenen Küchenthür ſtrömte, empfing ſie.

„Aber was richteſt Du denn hier an, Suschen!“ rief die junge Frau dem Stundenmädchen zu, das mit hochrothem Geſichte vor dem Kochherde kniend ſich bemühte, einige glimmende Lohtörfe mittels der Kraft ihrer Lungen in Flammen zu ſetzen.

„Das Feuer will nicht angehen, Madam,“ erwiderte es, ſich mit der Hand über die thränenden Augen fahrend, „die Sonne muß wohl auf den Rauchfang ſcheinen.“

„Wenn er nicht gar zugemauert iſt, wie ich glaube,“ verſetzte der Maler.

Und ſo ſchien es auch faſt: denn wieviel brennende Strohwiſche man ihnen auch unterhalten mochte, die Törfe verſchmähten es, eine nähere Verbindung mit

ihnen einzugehen und der Schlot wies hartnäckig den aufsteigenden Dampf zurück.

„Da bleibt nichts weiter übrig," fuhr der Maler fort, „als den Schornstein durch einen Kaminfeger untersuchen zu lassen."

„Aber wo kochen wir denn heute unser Mittagbrod?" seufzte Johanna.

„Das werden wir schon in unserm Hotel suchen müssen," erwiderte er, das Küchenfenster öffnend, um dem Rauch einen Ausgang zu verschaffen. Johanna's Gesicht klärte sich wieder auf und sie wünschte im Stillen, daß alle Schornsteine im Hause vermauert sein und ewig vermauert bleiben möchten. Das war nun freilich leider nicht der Fall: denn als der Kaminfeger später den Schlot untersuchte, ergab sich, daß nur die Anhäufung von Ruß den Luftzug verhindert hatte. Heute mußte indeß noch einmal im Gasthofe gespeist werden und sie hüpfte fröhlich von dannen, um Toilette zu machen.

„Nun wird er doch bald selber zu der Einsicht gelangen, daß dies eigentlich nur noch ein Aufenthalt für Geister und Gespenster und nicht für menschliche Wesen ist, die mit Fleisch und Bein behaftet, auch noch einige leibliche Bedürfnisse haben. So billig werden wir freilich kein Unterkommen wieder finden,

aber müſſen wir uns nicht eigentlich vor den Leuten ſchämen, daß wir ein Quartier bewohnen, das kein Bettler umſonſt beziehen mag. Und dann, — wenn wir uns einmal auf unſer Haus beſchränken und wie Einſiedler leben ſollen, wie Albert wünſcht, ſo muß dies Haus doch auch etwas mehr ſein, als ein bloßer Schutz gegen Wind und Wetter. Ich wollte mir ja lieber einige Kleider weniger im Jahre anſchaffen, wenn es ſein müßte: denn wofür ſoll ich mich auch eigentlich putzen, wenn mich doch Niemand zu ſehen bekommt!"

Johanna hatte während dieſes Selbſtgeſprächs ihr langes blondes Haar langſam gelöſt, ſo daß ſolches in wellenförmigen Ringeln über ihre weißen Schultern fiel und bis zu den Hüften niederfloß. Sie ließ den Schildpattkamm, der ſchon einige Lücken zeigte, auf ihrem Schooße und ihre Augen auf ihrem Spiegelbilde ruhen. Dies Bild war allerdings reizend genug, um ſich an ſeinem Anblicke zu weiden, und wer hätte es ihr verargen mögen, daß auch ſie das fand, ſelbſt wenn es ihr nicht ſo oft, nicht allein von Albert, ſondern auch von Andern, wäre geſagt worden. Ja, Johanna war ſich ihrer Schönheit bewußt und ſie freuete ſich ihrer, weniger aus Gefallſucht, als weil ſie ſich überhaupt von allem Schönen lebhaft angezogen fühlte. Ihr Auge weilte auch jetzt mit Wohlgefallen

auf ihrem Bilde, aber nur einen Moment, dann zog ſie ihre Stirn in krauſe Falten und wandte ſich ab von ihm mit ſchmollender Gebärde. Wofür ſoll ich mich putzen, wenn mich doch Niemand zu ſehen bekommt, hatte ſie ſich vorhin gefragt. „Was ſoll mir die Schönheit, wenn ich ſie hinter dieſen Mauern vergraben muß?“ fragte ſie ſich weiter. „Bedarf die Roſe nicht der Luft und des Sonnenſcheins, wenn ſie nicht vor der Zeit verwelken und verkümmern ſoll! und was Luft und Sonnenſchein der Roſe, das iſt ein heiterer Verkehr dem Menſchen.“ Und ſie ſann dieſem Gedanken ſo lange nach, bis ſie das tiefſte Mitleid mit ſich ſelber fühlte, und ihr wiederum die Thränen in die Augen traten. „Mag Albert mit Cäcilchen allein zu Tiſche gehen, ich bin nicht in der Stimmung, mich unter fremden Menſchen ſehen zu laſſen,“ ſchloß ſie endlich ihr Selbſtgeſpräch, ſetzte ſich mit einem Ruck aufrecht und begann in zorniger Haſt ihr Haar zu ſtrählen, ſo daß der Kamm darüber abermals einen Zahn einbüßte.

Als ſie ihre Toilette ſoweit vollendet, daß ſie nur noch das Kleid überzuwerfen hatte, da griff ſie aber dennoch nicht, wie man hätte erwarten ſollen, nach ihrem Hauskleide, ſondern trat vor den Schrein und wählte ſich ein ſeidnes aus und als Albert bald darauf

an ihre Thür pochte, um ſie zum Gaſthofe abzuholen, da war Niemand bereitwilliger, ihm dorthin zu folgen, als — ſein eben noch ſo unmuthiges Weibchen.

Drittes Kapitel.

Seit jenem Tage ſind etwa fünf Monate vergangen und wir finden unſere kleine Familie noch immer, wo wir ſie zuletzt verlaſſen, im Deutſchhauſe, aber freilich nicht mehr ganz ſo, wie wir ſie verlaſſen. An Stelle des einfachen Hausraths, welchen ſie aus dem Schiffbruche in A. gerettet, iſt ein elegantes Meublement im modernſten Geſchmacke getreten, wenngleich die Form der langen ſchmalen Gemächer, als der Gruppirung ungünſtig, ſeine Eleganz nicht zum vollen Ausdrucke gelangen läßt. Die Zimmer haben ſogar ſämmtlich etwas ödes, unfreundliches behalten, das ſich gegen jede Verſchönerung, gegen jeden Schmuck zu ſträuben ſcheint. Ein Bett, ein Tiſch, ein Stuhl, ein Betſchemel und als einzige Zierde vielleicht ein Todtenſchädel, darauf mochte ſich wohl das Meublement ihrer frühern Bewohner beſchränkt haben, und auf ein weiteres waren ihre Räume nicht berechnet. — Auch das Atelier des Malers, welches er des beſſern Lichtes halber

in ein Zimmer der Vorderſeite verlegt, hat inmittelſt ein ganz anderes Ausſehen gewonnen. Während an den Wänden zahlreiche Bilder von verſchiedenen Größen lehnen, welche dem Beſchauer leider ihre Kehrſeite zuwenden, ſchaut uns von der Staffelei ein treffliches Gemälde auf Goldgrund aus der altdeutſchen Schule, den Beſuch der Maria bei Eliſabeth darſtellend, entgegen. Es iſt ein Altarblatt, das ihm zur Reſtauration anvertraut worden. Die Farben der Gewänder ſind unter der Einwirkung des Weihrauch- und Lichterqualms ſtark geſchwärzt, dagegen hat der Pinſel des Reſtaurateurs den Geſichtern bereits ein friſches Colorit wiedergegeben und es muß ihm wohl gelungen ſein, jene tiefe ſtille Anmuth, welche der alte Meiſter in ſie hineingelegt, mit voller Wirkung wieder herzuſtellen: denn der Kanonikus, welcher das Bild eben an der Seite des Malers in Augenſchein nimmt, lächelt gar beifällig und läßt ſich zu näherer Betrachtung auf einem Stuhle vor ihm nieder.

„Brav, ſehr brav!“ unterbrach er endlich ſein Schweigen. „Haben Sie ſich denn noch nicht in ähnlichen Schöpfungen verſucht? Herr Falkmann! Sie müſſen darin etwas Tüchtiges leiſten.“

„Glauben Sie das im Ernſte?“ fragte der Maler erfreut.

„Nach den Bildern zu urtheilen, welche ich bisher von Ihnen geſehen, freilich nur Portraits, ſind Ihnen alle äußern Mittel in reichlichem Maße verliehen und wie ich aus der Art und Weiſe, wie Sie das Individuelle zu idealiſiren ſuchen, ſchließen zu dürfen glaube, die inneren nicht minder. Einigen Ihrer weiblichen Portraits iſt jene ideale Anmuth, jene naive Kindlichkeit, allerdings, und zwar nicht zu ihrem Nachtheile, mit einem Anfluge moderner Gefühlsweiſe, aufgeprägt, welche die alten Meiſterwerke auf dem Gebiete der kirchlichen Malerei charakteriſiren und bei dieſen, oft faſt nur zu typiſch, wiederkehren.“

Der Maler nahm ſchweigend das Bild von der Staffelei und indem er ein anderes, das bisher unter den übrigen am Boden geſtanden, an deſſen Stelle ſchob, verſetzte er:

„Dies hier iſt mein erſter Verſuch in dieſem Genre.“

Das Bild, faſt ſeiner Vollendung nahe, ſtellte die heilige Cäcilie in einer eigenthümlichen Auffaſſung dar. Die Heilige ſitzt vor der Orgel, aber nicht wie die Carlo Dolce'ſche mit nach oben gerichtetem Antlitze begeiſtert in die Taſten greifend oder wie die Raphaelſche, durch ein Engelchor im Himmel geblendet, überirdiſchen Klängen lauſchend, ſie ſcheint vielmehr vom

Spiele auszuruhen und die Töne, welche sie noch eben umbraust haben, still in sich verklingen zu lassen.

Der Kanonikus sprang auf und rief:

„Ihr erster Versuch das? — Ihr Wort in Ehren, aber Studien, fleißige Studien müssen ihm vorausgegangen sein."

„Bevor ich jenes Bild restaurirt, habe ich keinen Pinsel an eine derartige Arbeit gesetzt," versicherte der Maler.

„So sind Sie sich seltsamer Weise Ihres eigentlichen Talentes seither nicht bewußt gewesen," entgegnete der Kanonikus. „Vielleicht, weil Sie in Verhältnissen gelebt haben, welche dieser Kunstrichtung nicht günstig waren, wie dies ja unsere Zeit leider überhaupt nicht ist. Nun aber geben Sie das Portraitmalen ein für allemal auf; das können auch Andere ebensogut oder noch besser wie Sie, aber eine Cäcilie schaffen wie diese hier, das sollen sie wohl bleiben lassen."

In diesem Augenblicke wurde die Thür leise geöffnet und Cäcilchen's Lockenköpfchen kam zum Vorschein, zog sich jedoch beim Anblicke des fremden schwarzen Herrn eiligst wieder zurück.

„Ihr Töchterchen?" fragte der Kanonikus.

„Das Ihnen nur eben sagen wollte, daß der Papa vorerst noch wohl Portraitmaler bleiben müsse."

„Wie so?"

„Die Kunſt geht ja wie das Handwerk nach Brod. Ein Portrait iſt eine Waare, deren Abſatz vorher geſichert iſt, wo aber werde ich Käufer für meine Heiligenbilder finden?“

Daran ſchien der geiſtliche Herr in ſeinem Kunſtenthuſiasmus allerdings nicht gedacht zu haben.

„Nun, dies Bild iſt ſchon einmal mein um jeden Preis,“ entgegnete er, „und ich denke Ihnen vermöge meiner Verbindungen auch ſonſt noch förderlich ſein zu können. Mag denn einſtweilen noch der Portraitmaler den Künſtler ernähren.“

„So halten Sie jenen für keinen Künſtler?“ fragte der Maler etwas gereizt.

„Er kann es ſein, gewiß, aber es iſt eben nicht nothwendig, daß er es ſei, um mit ſeinen Bildern Glück zu machen: denn was den Meiſten an einem Portrait gefällt oder genügt, läßt ſich ſchon mit einigem techniſchen Geſchick, auch ohne Kunſt hervorbringen. Wenn die Leinewand neben dem Geſichtsausdrucke den Halsſchmuck, die Armbänder, den Spitzenkragen, den Glanz des Atlas-Kleides ſo naturgetreu wiedergiebt, als ob der Maler ſelber zugleich ein Goldſchmied, ein Spitzenklöppler und Seidenweber ſei, ſo iſt man entzückt über ſein Werk und doch muß er ſich eingeſtehen, daß an ſolchem Gelingen die Kunſt

wenig oder gar keinen Antheil hat. — Doch, wann denken Sie, die Cäcilie vollendet zu haben?"

„In vier bis fünf Wochen."

„Gut! Ich habe ihr bereits eine Stelle über meinem Flügel zugedacht und ich werde den Pergoleſe's und Bach's gewiß noch ein beſſeres Verſtändniß abgewinnen, wenn ich beim Spiele in dies liebe fromme Antlitz ſchaue. Kennen Sie etwas von der alten Kirchenmuſik?"

Der Maler mußte ſolches verneinen.

„So müſſen Sie ſich mit ihr bekannt machen. Es iſt Ein Geiſt, welcher die alten Madonnen und das Stabat mater geſchaffen: der Geiſt der kirchlichen Einheit, und es wird Ihrer Kunſt zu Statten kommen, wenn er ſich Ihnen auch einmal in anderen Formen offenbart. Beſuchen Sie mich dann und wann in der Dämmerſtunde, das iſt die Zeit, die ich an meinem Inſtrumente zuzubringen pflege. Auch empfehle ich Ihnen, mitunter dem Hochamte beizuwohnen. Sie bekommen da nur Tüchtiges zu hören, ſeit wir die leidige Opernmuſik von der Orgelbühne verwieſen haben."

Der Kanonikus griff zu ſeinem Hute, um ſich zu entfernen, warf aber zuvor noch einen Blick auf die Staffelei und verſetzte:

„Erlauben Sie, daß ich Sie auf einen kleinen Anachronismus aufmerksam mache. Das Instrument hier hat eine zweifache Claviatur und drei Octaven; zu einer solchen Vollkommenheit hat es die Orgel aber erst im fünfzehnten Jahrhundert gebracht, während die Heilige bekanntlich im dritten gelebt hat. Lassen Sie es jedoch immerhin dabei, unsere alten Meister haben sich noch ganz andere Freiheiten erlaubt und mit Recht: denn die Kirche kennt in ihrer Einheit und Allgemeinheit keine Zeitunterschiede und deshalb darf auch der jüngste Heilige unter dem Kreuze des Erlösers stehen."

Der Kanonikus ging und ließ unsern Maler in einer erregten, freudig gehobenen Stimmung zurück. Nachdem er mit der Restauration des Altarbildes, an welche er, seinen Fähigkeiten mißtrauend, mit einigem Widerstreben gegangen war, einmal begonnen, hatte er sich mehr und mehr von dem Gegenstande angezogen gefühlt und sich insbesondere in die fast erloschenen Züge der beiden Frauengestalten so lange vertieft, bis sie, aus ihrem Halbdunkel hervortretend, ihm immer lebendiger geworden, und als es ihm sodann ohne besondere Mühe gelungen war, den frühern Ausdruck der Gesichter in all seiner kindlichen Anmuth wieder herzustellen, da war es wie eine Ahnung

über ihn gekommen, daß er berufen ſei, Aehnliches zu ſchaffen. Wenngleich als Katholik geboren und in ſtrenger Zucht aufgewachſen, hatte er ſich doch, ſeit er dem Schulzwange entronnen, dem kirchlichen Leben faſt gänzlich entfremdet. Jetzt wandelte ihn nach langer Zeit einmal wieder die Luſt an, das eine oder andere Gotteshaus zu beſuchen; anfangs freilich in keiner andern Abſicht, als um ſich nach Andachtsbildern in ihnen umzuſehen, aber es währte nicht gar lange, daß ſich ſeinem Kunſttriebe auch ein religiöſes Bedürfniß geſellte und er bei ſeinen fortgeſetzten Beſuchen etwas von Andacht in ſeinem Innern verſpürte. Dies Gefühl, deſſen er ſo lange entwöhnt geweſen, gewährte ihm eine ſchmerzlich-ſüße Befriedigung, indem es ihn wie kein anderes in die Zeit ſeiner Unſchuld, ſeiner fröhlichen Knabenjahre zurückverſetzte. Es klang ihm wieder wie ehedem „ſo ahnungsvoll des Glöckchentones Fülle“ und ſelbſt der eigne myſtiſche Duft, welcher die dämmrigen Hallen katholiſcher Kirchen beſtändig erfüllt und wie der Geiſt eben dieſer Kirche um Kanzel und Altar zu ſchweben ſcheint, muthete ihn gar heimlich an: denn es liegt eine wunderbare Tiefe in der Empfindung des Geruches, des Sinnes der Erinnerung an längſt Vergangenes. Und er ſuchte jenes Gefühl immer häufiger in ſich hervor-

zurufen, es auf jede Weiſe zu nähren. Er las fleißig in der Schrift und den heiligen Legenden, und während ſeine Phantäſie ihm die Geſtalten des alten und neuen Bundes, die einen in ihrer Hoheit und Würde, die andern in ihrer Anmuth und kindlichen Einfalt in lebendigen Bildern vorführte, ging von dem Geiſte, der dieſe Bilder beſeelte, immer mehr in ſeine Seele über. So war es denn eine natürliche Folge ſeiner veränderten innern Richtung, ein unabweisliches Bedürfniß ſeines Herzens, daß er ſich endlich auch an einer eigenen Schöpfung verſuchte. Auf die Wahl des Gegenſtandes hatte wol ſein Töchterchen unwillkürlich eingewirkt; denn wenn man das Geſicht ſeiner Heiligen mit dem des Kindes verglich, ſo trat die Aehnlichkeit Beider in den Grundzügen immer deutlicher hervor. Er hatte theils aus jener jungfräulichen Scham, mit welcher jeder angehende Künſtler — denn nur als ſolcher fühlte er — ſeine Erſtlings-Verſuche den Blicken Anderer zu entziehen ſucht, theils weil er an dem Gelingen ſeines Werkes mitunter noch zweifelte, aus ſeiner neuen Thätigkeit Allen ein Geheimniß gemacht und ſich während der Arbeit ſtets eingeſchloſſen, ſo daß ſelbſt ſeine Frau nicht ſelten vor dem von Innen verriegelten Atelier hatte warten müſſen, bevor ihr aufgemacht wurde. Nun hatte aber der

Kanonikus, eine anerkannte Autorität in Sachen der Kunſt, ſein Bild für ein Kunſtwerk erklärt, und er hatte zum erſtenmale vor einem ſeiner Gemälde in künſtleriſchem Selbſtbewußtſein das ſtolze Wort: anch io sono pittore! ausrufen dürfen. Was ſollte er jetzt noch länger jenes Geheimniß bewahren! Es drängte ihn, es ſeiner Frau mitzutheilen, ihr ſein Werk vor die Augen zu führen, um auch aus ihrem Munde ein Wort des Beifalls zu vernehmen. So eilte er denn, nachdem er dem Kanonikus das Geleit gegeben, auf ihr Zimmer zu, allein vor deſſen Thür angelangt, vernahm er ein lebhaftes Gerede im Innern, und die Magd ſagte ihm, daß ſeine Frau Damenbeſuch habe. Das war nun freilich nichts Seltenes mehr und er gönnte ihr dieſen Verkehr um ſo lieber, als er ſie in jüngſter Zeit über ſeinen Arbeiten mehr wie billig vernachläſſigt hatte. In dieſem Augenblicke empfand er aber doch einigen Unmuth darüber, die Schwingungen ſeiner Seele waren plötzlich unterbrochen und er kehrte verſtimmt in ſein Atelier zurück. Wir wollen ihn dort einſtweilen ſeinen Gedanken überlaſſen und währenddeß einem Geſpräche lauſchen, welches in dem Gemache gegenüber zwiſchen ſeiner Frau und deren Freundinnen, einer noch ziemlich jugendlichen Majorswittwe, welche ſie

ſchon in A. kennen gelernt, und der Frau eines Aſſeſſors gepflogen wird. Letztere waren gekommen, um ſie zu einer Abendvorſtellung im Circus Renz abzuholen, waren jedoch bei ihr auf einen unerwarteten Widerſtand geſtoßen, den insbeſondere die Majorin mit allen Künſten der Ueberredung zu bekämpfen ſuchte.

„Aber, liebe Falkmann," erwiderte ſie auf einen neuen Einwurf derſelben, „wenn Ihr lieber Mann, wie Sie ſagen, jeden Geſchmack an Vergnügungen verloren hat, denen er doch früher ſelbſt ſo ergeben war, und nur noch Sinn zeigt für ſeine Malerei, ſo laſſen Sie ihn doch bei dieſem Sinne und folgen getroſt dem Ihrigen. Nach Genuß ſtreben wir Alle, nur, daß der Eine ihn auf dieſem, der Andere auf jenem Wege ſucht, und Ihr Mann wird davon keine Ausnahme machen."

„Indem er ſeinem Sinne folgt, erwirbt er," entgegnete Johanna.

„Und indem Sie dem Ihrigen folgen, thun Sie das Gegentheil," unterbrach ſie die Majorin lachend. Wie könnten zwei Neigungen ſich beſſer begegnen! Und dann — iſt denn Geld allein Gewinn? Gewinne ich nicht auch und Andere durch mich, wenn ich mir den Geiſt geſund und friſch erhalte? Wenn die Männer

ſich recht auf ihren Vortheil verſtänden, ſo würden die meiſten für das Amüſement ihrer Frauen beſſere Sorge tragen.“

„Ich mag aber nun einmal nicht immer und überall ohne meinen Mann erſcheinen.“

„Man ſollte glauben, Ihr lebtet noch in den Honigmonaten. Hätte ich mich in meiner Ehe von ſolchen ſentimentalen Grundſätzen beherrſchen laſſen, ich wäre vor Langerweile und Trübſinn umgekommen. Mein Seliger gönnte mir jedes Vergnügen, nur durft' es kein Geld koſten, denn ein ſo muſterhafter Ehemann er ſonſt war und ſo ſehr er mich liebte, ſo gab es doch zwei Dinge, die ihm noch mehr am Herzen lagen, als ſeine kleine Frau: das Geld in erſter und ſeine Compagnie in zweiter Linie. Was aber hatte ich umſonſt, als etwa die Parademuſik? Wie Sie wiſſen, liebe Falkmann, ſpielte damals in A. eine treffliche Truppe und ich hatte eine leidenſchaftliche Paſſion für's Theater. An ein Abonnement war natürlich nicht zu denken und außer dem Abonnement kam ein Billet gar zu theuer. Que faire! Ich ließ mich zum Theater commandiren. Die Frau unſeres Bataillonschefs, der ich mein Leid wohl geklagt hatte, ſchickte nemlich, ſo oft eine große Oper gegeben wurde, ihren Bedienten zu mir mit der Bitte, ſie doch zum Theater

zu begleiten, und da wagte denn der Hauptmann ſchon von Subordinationswegen nicht, ihr einen abſchlägigen Beſcheid zu ertheilen.“

„Das iſt luſtig,“ lachte die Aſſeſſorin, „Frau Falkmann, nehmen Sie ein Exempel daran.“

„Ich befinde mich nicht in der Lage, zu ſolchen Intriguen meine Zuflucht nehmen zu müſſen, wenn ich mir ein Vergnügen machen will: denn mein Mann legt mir eben keine Hinderniſſe in den Weg,“ entgegnete Johanna.

„Und das ſagen Sie in ſo kläglichem Tone, als ob Sie gar das Gegentheil wünſchten,“ verſetzte die Majorin.

Und ſie hatte die Gedanken Johanna's errathen. Wir haben ſchon vorhin angedeutet, daß in der äußern Lage des Malers ein günſtiger Wechſel eingetreten ſei. Alle die Faktoren, welche in A. wirkſam geweſen waren, um ihm einen reichlichen Verdienſt zuzuwenden, hatten auch in T. mit verhältnißmäßig gleichem Erfolge gewirkt. Nicht allein, daß die Entführungsgeſchichte durch die Vorſorge der Majorin auch hier bekannt geworden, weit mehr, als dieſe hatte der Umſtand, daß die Familie, einem alten Volks-Aberglauben Trotz bietend, das verrufene Deutſchhaus zu ihrem Aufenthalte gewählt, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſie gelenkt.

Jedermann war begierig, ſolch ſeltſame Leutchen kennen zu lernen und wenn das niedere Volk ſie als ein paar unheimliche Gäſte, die vielleicht mit dem Böſen ſelbſt im Bunde ſtehen möchten, mit einer gewiſſen ängſtlichen Scheu anſtarrte, wo ſie ſich zeigten, oder ihnen wohl gar auswich, ſuchten die Honoratioren ihn in ſeinem Atelier auf und ließen ſich von ihm malen. Seine Zukunft ſchien wenigſtens für mehre Jahre wieder geſichert. Mit der Verbeſſerung ihrer Verhältniſſe wurde aber in Johanna immer mehr und mehr der Wunſch rege, ihre Wohnung gegen eine andere zu vertauſchen. An die Unbequemlichkeiten hätte ſie ſich mit der Zeit wohl gewöhnt, allein die Einſamkeit, die tiefe Stille, welche ſie hier umgaben, wurden ihr mit jedem Tage unerträglicher. Es war Winter geworden. Albert war faſt den ganzen Tag über in ſeinem Atelier beſchäftigt und brachte nur die ſpäten Abendſtunden in der Geſellſchaft ſeiner Frau zu, aber auch dann zeigte er ſich nicht ſelten zerſtreut, abgeſpannt und wortkarg, ſo daß ſie darüber ihr bischen gute Laune meiſt auch noch verlor. Der kleine Haushalt war mit Hülfe zweier Mägde — Eine allein hatte bei ihnen aus Furchtſamkeit nicht dienen wollen — bald beſorgt und die Beſchäftigung mit Cäcilchen vermochte ſie immer nur auf kurze Zeit zu zerſtreuen. Die vielen

Fragen, die das lebhafte Kind an ſeine Mutter zu richten pflegte, ermüdeten ſie gar bald und ſie ließ es gern geſchehen, wenn die Kleine ſich von ihr hinweg=ſtahl und den Papa aufſuchte. War doch das Atelier immer noch ihr Spielzimmer und dann unterhielt ſie ſich auch gar zu gern mit den fremden Herren und Damen, die dort ein= und ausgingen und ſich nicht ſelten mit ſüßem Naſchwerk um ihre Gunſt bewarben. Da ſaß denn Johanna einſam in ihrem, zwar elegant ausgeſtatteten, aber demungeachtet keineswegs heimlichen Zimmer, und wenn ſie von ihrem Nähtiſche am Fenſter den Blick in's Freie richtete, ſo fiel er auf den wüſten ſchneebedeckten Kloſtergarten mit ſeinen alten bemooſten Bäumen, ſeinen düſtern Taxushecken und weiterhin auf die Rückfronten einiger ärmlicher Häuſer. Kein Laut drang zu ihren Ohren, als dann und wann das Gezwitſcher hungriger Sperlinge, das Raſcheln der Mäuſe auf dem Kornſpeicher über ihr oder fernher das Rollen eines Wagens oder der Schlag der nächſten Thurmuhr. Soviel ſie auch ſonſt über Albert ver=mochte, zu einem Wohnungswechſel hatte ſie ihn nicht bewegen können. Es war jetzt nicht mehr der billige Miethzins, welcher ihn an das Haus feſſelte, ſondern der Glaube, daß er ihm ſein raſches Glück zu danken habe und daß er ſolches zum zweitenmale verſcherzen

werde, wenn er dieſe Räume verlaſſe. Sie aber hielt dieſen Glauben für einen thörichten Wahn und fühlte ſich um ſo unglücklicher, als Albert ihre Verſtimmung gar nicht einmal zu bemerken, wenigſtens nicht zu beachten ſchien. Sie hatte lange Zeit, ſowohl aus Furcht, ihm zu mißfallen, als weil ſie beſorgte, daß ihr Geſelligkeitstrieb, einmal angeregt, wieder zu ſehr Herrſchaft über ſie gewinnen werde, faſt jeden Umgang vermieden, ungeachtet die Majorin, eine gutmüthige, aber nur allzu lebensluſtige und leichtgeſinnte Frau, welche ſich nach dem Tode ihres Mannes für manche Entbehrungen während der Ehe auf jede Weiſe entſchädigen zu müſſen glaubte, kein Mittel unverſucht gelaſſen hatte, ſie in ihre Kreiſe zu ziehen. Da aber kam der letzte Tag des Jahres heran. Es hatte der Stadt bisher an einem würdigen Locale zur Feier öffentlicher Feſte gefehlt, und ſie hatte jetzt, nach langen Kämpfen mit einer diſſentirenden, hartnäckig am Hergebrachten feſthaltenden Partei, den alten, mit den Bildniſſen der frühern Fürſtbiſchöfe geſchmückten Rathhausſaal, nachdem ſie letztern einen Platz auf der Stadtbibliothek angewieſen, erweitern und geſchmackvoll decoriren laſſen. In der Sylveſternacht ſollte er durch einen Ball nebſt lebenden Bildern eingeweiht werden. Das Arrangement war unſerm Maler übertragen und

Johanna hatte ſich, wohl oder übel, dazu verſtehen müſſen, in einem der Bilder, jene bekannte Scene aus Kleiſt's Käthchen von Heilbronn darſtellend, wo das ſchwärmeriſche, liebebethörte Kind ſchlummernd unter dem „blühenden Hollunderſtrauche“ ruht und der Graf Wetter von Strahl, über ſie gebeugt, der Träumenden das Geheimniß ihres Herzens entlockt, mitzufiguriren. Den Grafen hatte ein Rittmeiſter von Thilmann, der ſchönſte und zugleich geiſtreichſte Offizier der Garniſon, der aber allgemein für einen Weiberfeind galt und von den Damen wegen ſeiner Sarkasmen ſehr gefürchtet wurde, übernommen. Albert hatte, von dem Feſtcomité dieſerhalb angegangen, die Theilnahme ſeiner Frau nicht wohl verſagen können. Mußte er ſich doch ſelbſt geſtehen, daß Johanna für die Parthie des Käthchen wie geſchaffen ſei. Das Bild brachte denn auch in der That eine ſo hinreißende Wirkung hervor, daß das Ballpublicum ſich gar nicht ſatt daran ſehen konnte und die Darſtellung mehrmals wiederholt werden mußte. Johanna, welche gleich den übrigen Mitwirkenden, im Koſtüm, der kleidſamen Tracht der ſchwäbiſchen Landmädchen geblieben, war die Königin des Feſtes und keine machte ihr dieſen Rang ſtreitig. Herren wie Damen umdrängten ſie, jene, um einen Tanz, dieſe, um ein Wort von ihr zu erhaſchen. Denn

das iſt ja das Wahrzeichen jeder ächten Schönheit, jener Schönheit, welche mehr im Ausdrucke wie in den Zügen liegt, daß ſie, und zwar die weibliche ſelbſt unter den Frauen, ein neidloſes Wohlgefallen erregt und Jedem ſeine Huldigung abzwingt. Beneidet wurde nur der Maler, daß er ſolch ein Engelsbild zum Weibe hätte und ein weniges auch der weiberfeindliche Rittmeiſter, welcher als Graf Wetter von Strahl nicht allein den erſten Walzer, ſondern auch den Cotillon mit ſeinem Käthchen tanzte und ſich in ſeinem ſchmucken Ritterkleide gar ſtattlich neben ihr ausnahm. Die Damen wollten ſogar bemerken, daß der ſarkaſtiſche Zug um ſeinen Mund ſich an dieſem Abende gänzlich verloren und einem ſinnigen Ernſte Platz gemacht habe. Und Johanna, ganz den Eindrücken der Gegenwart hingegeben, fühlte ſich wieder in jene Zeiten verſetzt, wo ſie ähnlicher Triumphe gar viele gefeiert. Nur Eines ſtörte in etwa ihre Luſt: weniger, daß Albert ſich vergebens von ihr bitten ließ, ſich gleichfalls am Tanze zu betheiligen, — ſie wußte ja, daß er den Tanz eben nicht liebte — als weil er ſich eigentlich gar nicht um ſie bekümmerte. Er war bald nach Eröffnung des Balles aus dem Saale verſchwunden und ſeitdem nur einmal, als die Muſik mit einem kräftigen Tuſch den Anbruch des neuen

Jahres verkündete, wieder zum Vorſchein gekommen, um ihr mit einem „Proſt Neujahr“ einen flüchtigen Kuß auf die Lippen zu drücken und dann abermals in's Nebenzimmer zu verſchwinden. Endlich ſchickte ſie den Rittmeiſter ab, daß er ſich einmal nach ihm umſehen möge, und dieſer kehrte mit der Nachricht zurück, daß der Herr Gemahl in Geſellſchaft einiger älterer Herren im Rauchcabinet ſitze und ſich mit dieſen hinter einer Punſch-Bowle auf das Lebhafteſte über Kunſt und derartige Dinge unterhalte. Da ließ ſie ſich denn während des Cotillons zu ihm führen, um ihn zu einer eben beginnenden Tour aufzufordern, und er gab ihr jetzt *nicht allein* keinen Korb, ſondern reichte ihr, raſch *aufſpringend*, mit einem heitern Scherze ſeinen Arm und tanzte flott, wenn auch etwas ungeſchickt, mit ihr die Tour zu Ende. Nun war ſie beruhigt.

Am Neujahrsmorgen empfing ſie die Beſuche, nicht allein ihrer Tänzer, ſondern auch mancher anderer junger Herren, die ſich ihr auf dem Balle hatten vorſtellen laſſen. Albert war ausgegangen, um ſeinen Freund und Gönner, den Kanonikus zu beglückwünſchen. Als er heimkehrte, fand er nur noch den Rittmeiſter, eben im Begriff, ſich zu verabſchieden, bei ſeiner Frau vor. Ihre Wangen glühten trotz der durchſchwärmten Nacht und ſie ſchämte ſich dieſer Glut vor ihrem

Manne und ſuchte ihre innere Aufregung hinter einer äußern Ruhe zu verbergen. Es war das erſtemal, daß ſie ſich Albert gegenüber verſtellte.

Von nun an begann ihr Leben wieder eine andere Geſtalt anzunehmen. Die Majorin erneuerte bald genug ihre Verſuche, ſie in den Strudel der geſelligen Vergnügungen hineinzuziehen, und Johanna kam ihr jetzt auf halbem Wege entgegen. Der Kreis ihrer Bekannten erweiterte ſich von Tag zu Tage, Einladungen folgten auf Einladungen, Concerte und Theaterbeſuche wechſelten miteinander ab. Albert ſchwieg zu Allem; aber es war ihr bei dieſem Schweigen doch nimmer ganz wohl; ſie hätte lieber geſehen, daß er ihr hie und da in ſanfter, aber auch nur in ganz ſanfter Weiſe zu erkennen gegeben, nicht, daß er an ihrem Leben und Treiben einigen Anſtoß nehme, ſondern daß er ihre Geſellſchaft doch zu häufig vermiſſe. Noch lieber wäre es ihr freilich geweſen, wenn er an ihren Vergnügungen, wie früher, Theil genommen hätte, allein er that weder das Eine noch das Andere, ſondern ließ ſie ungeſtört ihre Wege gehen. Sein Benehmen war ihr ein Räthſel. Vielleicht auch dem Leſer? — Wir denken wenigſtens denen nicht, die da wiſſen, daß ein Künſtler, zumal ein angehender, dem auch die Ideale der Jugend noch nicht ganz

zerronnen ſind, ſo von ſeiner Kunſt hingenommen ſein kann, daß Alles, was außerhalb ihrer Sphäre liegt, kaum eine Exiſtenz für ihn hat, daß alle Radien ſeines Lebens von ihr ausgehen und wieder zu ihr zurückkehren. Und ſo war es mit Albert zu der Zeit, als ſich ihm zuerſt durch die Reſtauration des Altarbildes der Sinn für eine Kunſtrichtung erſchloſſen hatte, welche ihm bis dahin ganz fremd geblieben und die er bald als diejenige erkannte, für welche die Natur ihn mit einem entſchiedenen Talente ausgeſtattet. Ein neuer Stern war ihm aufgegangen, ein Stern, der mit überirdiſchem, ahnungsvollem Glanze ſeine Bahn beleuchtete, und indem er trunkenen Auges ſeiner Leitung folgte, ſah er ſich in ein Gebiet zurückgeführt, das er nimmermehr zu betreten gedacht, und wo es ihm gleichwohl ſo heimathlich anwehte: in das Gebiet des Glaubens, der himmliſchen Verheißungen. So war denn nicht allein Johanna's Leben, ſondern auch das ſeine in eine neue Phaſe getreten, ohne daß ſie von Letzterm eine Ahnung hatte. Sie empfand nur und empfand es nicht ohne Schmerz, daß ſie ihm nicht mehr war, was ſie ihm geweſen.

So hatte denn die Majorin, um den Faden unſerer Erzählung hier wieder aufzunehmen, die Gedanken Johanna's allerdings errathen, wenn ſie meinte,

daß dieſe ſogar zu wünſchen ſcheine, daß ihr Mann ihrer Vergnügungsſucht Schranken ſetzen möge. Sie begab ſich auch jetzt zu ihm, um ihn wo möglich zu bereden, daß er mit ihr den Circus beſuche, aber zugleich feſt entſchloſſen, ihre Freundinnen allein gehen zu laſſen, wenn er ſich weigern und nur leiſe den Wunſch zu erkennen geben möchte, daß auch ſie daheim bleibe. Sie fand die Thür des Ateliers nur angelehnt. Leiſe öffnete ſie dieſelbe und trat ebenſo leiſe ein. Albert ſaß, den Rücken ihr zugewendet, vor der Staffelei, Cäcilchen auf dem Schooße. Ihr erſter Blick fiel auf das Bild und ſie erkannte ſofort die Züge des Kindes darin. Und unvermerkt, wie ſie gekommen, ſchlich ſie wieder davon. Sie ging ohne Albert zum Circus.

Es wurde als Hauptvorſtellung „Mazeppa“ gegeben, an welche ſich eine große Quadrille, „ausgeführt von ſämmtlichen Mitgliedern der Geſellſchaft“, anſchloß. Die Bude war wie gewöhnlich faſt überfüllt und unſere Damen erhielten nur noch mit Mühe einen Platz. Wer hätte nicht ſchon an ſich ſelbſt die aufregende, ja berauſchende Wirkung derartiger Schauſpiele erfahren, in welchen, von den Klängen einer bachantiſch lärmenden Muſik begleitet und getragen, Schönheit, Kraft, Kühnheit und Grazie ſich verbinden,

um alle unſere Sinne in eine lodernde Glut zu verſetzen! Auch bei Johanna, welche anfangs ziemlich theilnahmlos, oder, wie die Majorin meinte und in ihrer Weiſe neckend bemerkte, ſogar mißgelaunt dageſeſſen, weil ein Gewiſſer, den ſie ſonſt bei ähnlichen Gelegenheiten um ſich zu ſehen gewohnt war, nicht zu ihr dringen könne, machte ſich allmälig dieſe Wirkung geltend. Der Kunſtreiter, welcher den Mazeppa darſtellte, erſchien in ſeinen fleiſchfarbigen Trikots wie ein junger Antinous, und wie ehemals der Kaiſer Hadrian dem bithyniſchen Jünglinge Tempel und Statuen, hatte Jenem manche Schöne in ihrem Herzen einen Altar errichtet. Das edle Thier, welches mit dem auf ſeinem Rücken an Hand und Fuß ſcheinbar Gefeſſelten wie auf Windesflügeln dahin ſauſte, war ein milchweißer Schimmel, an Farbe und Wuchs demjenigen ähnlich, welchen der Rittmeiſter zu reiten pflegte. In Johanna's Phantaſie verwebten ſich zwei Bilder in Eines und ſie ſuchte ſie vergebens zu trennen. In aufgeregter Stimmung verließ ſie die Bude. Draußen empfing ſie ein dichtes Schneegeſtöber. Sie war im Begriff, ihren Regenſchirm aufzuſpannen, als eine fremde Hand ſich ſeiner bemächtigte.

„Erlauben Sie freundlichſt," ertönte eine männliche, ihr wohlbekannte Stimme, und der Arm, der

ihr den Schirm entwandt, erfaßte den ihrigen und zog ſie fort aus dem Gedränge. Sie rief nach der Majorin, aber dieſe hatte ſich in dem Gewühl verloren. Und pochenden Herzens, an jeder Fiber zitternd, ſchritt ſie an der Seite des Rittmeiſters dahin. Die feuchten Schneeflocken ſchlugen ihr in das glühende Angeſicht, Menſchen und Wagen und klingelnde Schlitten eilten an ihr vorüber, aber ſie ſah, ſie vernahm, ſie fühlte Nichts, als das Pochen ihres Herzens. Ihr Begleiter beſchleunigte mehr und mehr ſeine Schritte, Menſchen und Wagen zerſtreuten, verloren ſich, ſie bogen in immer ſtillere Straßen und endlich in die ſtillſte, in die enge dunkle, faſt nur von Mauern gebildete Deutſchgaſſe ein. Ein heftiger Windſtoß fuhr ihnen entgegen. Johanna hielt einen Augenblick erſchöpft inne und hüllte ſich, ihm ihren Arm entziehend, dichter in ihren Schleier. „Johanna,“ rief er, ſie leidenſchaftlich umſchlingend. Dann ging ſeine Stimme in ein Flüſtern über, der Sturm verwehte ſeine trunkenen Worte, daß ſie nicht zu ihren Ohren drangen. Ein heller Lichtſchimmer fiel jählings quer über die Gaſſe, die Schneeflocken beleuchtend, auf die Stadtmauer zur Linken; er drang aus Albert's Atelier. Und ſie wand ſich los aus ſeinem Arme und eilte davon. Der Rittmeiſter hob den

Schirm, den der Sturm ihm aus der Hand geriſſen und zur Seite geſchleudert hatte, vom Boden auf und eilte ihr nach. Sie hatte bereits ihre Wohnung erreicht und zog eben heftig die Hausglocke, als er ſie einholte. Er überreichte ihr den Schirm, drückte ſchweigend einen Kuß auf ihre Hand und ging raſch von dannen.

Die Hausthür wurde geöffnet und Albert trat ihr mit einem Lichte entgegen.

Viertes Kapitel.

Es war Frühling geworden. Das Bild der heiligen Cäcilie prangte in einem reichen Goldrahmen über dem Flügel des Kanonikus und wie er ſelbſt ſich tagtäglich an ſeinem Anblick erbaute, ſo gab er auch Andern gern Gelegenheit, das Kunſtwerk zu betrachten und zu bewundern. So war denn vornehmlich durch ſeine Fürſorge der Ruf des Meiſters als kirchlicher Maler auch in weitere Kreiſe gedrungen und die ihm von Kirchen und Privaten zur Reſtauration anvertrauten Andachtsbilder verdrängten allmälig die Conterfei's eitler Weltkinder aus ſeinem Atelier. Aber auch andere ehrenvolle Aufträge blieben nicht aus.

Ein Graf ***, welcher in der Nähe T—'s ein ſtattliches Schloß beſaß, hatte dort eine neue Familiengruft anlegen und eine Kapelle darüber erbauen laſſen. Die Wandflächen der letztern ſollten mit Bildern, den Sieg des Lebens über den Tod darſtellend, geſchmückt und Albert die Ausführung übertragen werden. Nachdem man ſich unter Zuziehung des Kanonikus über die Wahl der einzelnen Süjets geeinigt und der Maler die Cartons entworfen hatte, ſchritt er auf den Wunſch des Grafen ſofort zur Ausführung und nahm zu dieſem Zwecke ſeinen Aufenthalt ganz und gar im Schloſſe. Nur die Sonn- und Feiertage brachte er bei den Seinigen zu. Bald ſchlug er jedoch auch den einen oder andern Sonntag über und ſtellte zuletzt ſeine Beſuche ſogar gänzlich ein. Dies geſchah indeß nicht etwa aus Gleichgültigkeit gegen ſeine Familie, ſondern weil Cäcilchen, ſo oft er auf's Land zurückkehrte, ſich immer ungeberdiger zeigte. Während ſeiner Anweſenheit wich die Kleine nicht einen Augenblick von ſeiner Seite und wenn er ſich zum Aufbruche anſchickte, wollte ſie ihn nimmer von ſich laſſen. Sie klammerte ſich alsdann wie in tödtlicher Angſt an ſeinen Hals und brach zuletzt in ein ſo heftiges Weinen und Schluchzen aus, daß man für ihre Geſundheit fürchten mußte. Keine Verſprechungen, kein begüti-

gendes Wort des Vaters, kein ſtrenges der Mutter, vermochten ſie zu beruhigen. Je mehr man auf ſie einredete, um ſo krampfhafter ſchlang ſie ihre Aermchen um ſeinen Nacken und er mußte ſich ſtets gewaltſam von ihr losreißen. „Lebwohl Hannchen und hab wohl Acht auf das Kind!“ waren allemal die letzten Worte, welche er, ſelber ſchmerzlich bewegt, ſeiner Frau noch vom Wagen aus zuzurufen pflegte. Auch ſeine Briefe, ſo kurz und flüchtig ſie meiſt waren, ſchloßen ſtets mit dieſen oder ähnlichen Worten. Johanna empfand immer etwas wie Zorn bei dieſer Mahnung, und noch mehr bei jenen Auftritten, welche Zeugniß davon zu geben ſchienen, daß das Kind viel mehr am Vater, als an der Mutter hing. War ſie ihm doch nie mit Strenge oder gar mit Härte begegnet, während der Vater ihm ſogar ſelten eine Unart hatte ungerügt hingehen, ja, hatte ſie es ihm auch ſelbſt an äußern Zärtlichkeiten doch nimmer fehlen laſſen! — Sie zerbrach ſich vergebens den Kopf darüber, weshalb es ihr nicht ebenſo zugethan war, wie ihm, ja wohl gar eine Abneigung gegen ſie verrieth. Ach, ſie wußte nicht, daß mit ſolchen Mitteln allein ſich keine Mutter die Liebe ihres Kindes erwirbt oder bewahrt, daß nur eine gleichmäßige Wärme der Empfindung, die ſich in Wort und That offenbart und ſich ſelbſt ſtrafend nicht

verleugnet, ſie zu wecken und zu nähren vermag. Dieſe Wärme aber war es, welche Johanna mangelte, ohne daß ſie ſich deſſen ſelbſt bewußt war. Jene Wahrnehmungen hatten daher zur Folge, daß ſie ihr Gefühl, nicht allein gegen die Kleine, ſondern auch gegen Albert mehr oder minder erbitterten. Sie hatte nun freilich erkannt, daß es ſeine Kunſt war, die fromme innerliche Richtung, welche ſie ſeinem Gemüthe gegeben, was ihn ihr entfremdet, aber eben dieſe Erkenntniß verwundete ihr Selbſtgefühl, ihren weiblichen Stolz. „Wenn ſich ihm in ſeinem Innern ein anderes Leben, eine neue Quelle des Glückes aufgethan, weshalb läßt er dich nicht Theil nehmen daran, weshalb macht er nicht einmal den Verſuch, auch dich in ſeine Welt einzuführen!“ fragte ſie ſich. Sie fühlte ſich wie ausgeſchloſſen von ſeiner geiſtigen Sphäre, von Allem, was ſeine Seele erfüllte, und ſich nur angewieſen auf die Verrichtungen der Hausfrau, auf die Proſa der Ehe. Auch daß er ſeiner Cäcilie die Züge des Kindes verliehen, auch das hatte ſie verletzt, es war ihr, als ob Mann und Kind ſich wider ſie vereinigt. Seit Albert ſeine Beſuche eingeſtellt, fand ſich der Kanonikus von Zeit zu Zeit in ihrem Hauſe ein, „um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen“, wie er ſagte; ſie aber meinte, daß er von Albert abgeſchickt

ſei, um nach Cäcilchen zu ſehen, und ſie ließ ſich deshalb meiſt vor ihm verläugnen. Ach, ein verwundetes Gemüth, wie iſt es ſo voll Argwohns! Man denke jedoch nicht, daß Johanna ſich ihr Verhältniß zu Albert zu allen Zeiten gleich, oder wohl gar ſo ſehr zu Herzen genommen, daß ſie darüber ihren leichten fröhlichen Sinn verloren, und allen geſelligen Genüſſen entſagend, ſich in ihre frühere Einſamkeit zurückgezogen hätte. Nur in Momenten der Ermüdung, der Abſpannung, nur in gewiſſen Stimmungen empfand ſie die Disharmonie, welche in ihr Leben gekommen war.

Die mannigfaltigen landſchaftlichen Schönheiten, welche die in einem breiten Flußthale belegene Stadt in der Nähe und Ferne von allen Seiten umgaben, übten einen verlockenden Reiz ſelbſt auf die, ſonſt weniger für die Natur, als für gewiſſe Erzeugniſſe derſelben ſchwärmenden T—r aus und gaben zu häufigen Beſuchen der im Thal und auf den Höhen zerſtreut umher liegenden Vergnügungsorte Anlaß. Wie ſehr Johanna auch während des Winters die Oede und Einſamkeit ihres Hauſes empfunden, noch ungleich öder und troſtloſer erſchienen ihr ſeine Räume wie ſeine Umgebungen, ſeit da unten im Kloſtergarten die alten Kirſch- und Apfelbäume zu grünen und zu blühen begonnen und die warme Frühlingsſonne mittels

des alle Beete und Pfade überwuchernden Unkrauts den Garten ſelbſt in eine grüne Wildniß umgewandelt hatte. Wohl hatte ſich auch dorthin eine Nachtigall verloren, allein ihr aus den dunkeln Taxushecken ſchallender Geſang tönte ihr wie ein Weheruf, wie die klagende Stimme jener Wildniß und erfüllte ihre Seele nur mit noch tieferer Trauer. Wenngleich das Atelier auch nach der Gaſſe zu belegen war, ſo hielt ſie ſich dennoch lieber dort, als in ihrem eignen Zimmer auf, denn, über die alte Stadtmauer hinweg, winkten ihr jene grünen ſonnigen Hügel entgegen, an deren mit anmuthigen Villen geſchmückten Abhängen ſie jetzt ihre liebſten Stunden zubrachte. Sie redete ſich ein, daß ſie dem Atelier um Alberts willen den Vorzug gebe und daß es vornehmlich die Freude an den Schönheiten der Natur ſei, was ſie nach Außen ziehe, allein wie oft verließ ſie jenes, ohne ihres Mannes auch nur gedacht, wie oft kehrte ſie heim, ohne auch nur einen Blick in die Landſchaft geworfen zu haben. Sie betrat ſelten einen jener Plätze ohne die ſtille Hoffnung, dem Rittmeiſter dort zu begegnen, und ſie ſah ſich leider in dieſer Hoffnung auch nur ſelten getäuſcht. Zwar ſchenkte er ihr anſcheinend kaum größere Aufmerkſamkeit, als den andern Damen ſeiner Bekanntſchaft, und es konnte Niemand mit Fug be-

haupten, daß er ihr „den Hof gemacht" hätte. Wenn er ſie vor Andern auszeichnete, ſo geſchah es nur dadurch, daß er ſich gegen ſie nicht allein ſeiner gewohnten Sarkasmen, ſondern auch jener banalen Galanterien, jener abgeſchmackten, wenn nicht gar frivolen Witzeleien enthielt, mit denen das ſchöne Geſchlecht, eben nicht zu ſeiner Ehre, ſelbſt von geiſtreicheren Herren bedient zu werden pflegt, vielmehr in ſeinen Geſprächen mit ihr ſtets einen ernſten Ton vorwalten ließ. Wer jedoch Beide während ſolcher Geſpräche gleich der Majorin aufmerkſam beobachtet hätte, dem würde es wohl ebenſowenig wie dieſer entgangen ſein, daß dieſe Lippen, welche ſo kühle, verſtändige Worte miteinander wechſelten, mitunter gar eigen zuckten und zitterten, und daß es wohl nur eines einzigen unbewachten Augenblicks bedurft, um ſie im Kuſſe verſtummen zu machen.

Es war an einem der letzten Tage des Auguſt, als eine längſt verabredete, aber wegen häufiger Gewitterregen oft hinausgeſchobene Landparthie endlich zur Ausführung kam. Das Ziel war eine etwa eine Meile von T. entfernte Forſthütte. Die Geſellſchaft, meiſt aus Offiziers- und Beamten-Familien beſtehend, bediente ſich, damit die Parthie nichts von ihrem idylliſchen Charakter verliere, zur Fahrt einiger mit

Hechſelſäcken verſehenen Leiterwagen. Der Weg, welcher nicht weit von der Stadt die Heerſtraße verließ, und von da ab fortwährend bergan ſtieg, mündete in einen prächtigen Buchenwald, der ſich meilenweit in's Land erſtreckte und an deſſen öſtlichem Saume, inmitten eines Gebirgsſattels die Forſthütte lag. Letztere bewohnte ein alter, vormals fürſtbiſchöflicher, Stadtſoldat mit ſeiner Frau, den man in ſeinen jungen Tagen zum Forſtſchutze dorthin geſetzt und, nachdem er invalide geworden, zur nicht geringen Befriedigung der Wald- und Wilddiebe nicht aus ſeiner ihm liebgewordenen Klauſe hatte vertreiben wollen. Er war nur ſelten aus ſeinem Walde in die Stadt gekommen und in ſeinem grauen Kopfe lebten faſt nur noch die Erinnerungen an jene Zeit, wo das Thal zu ſeinen Füßen noch unter der geſegneten Herrſchaft des Krummſtabes ſtand. Eine Wirthſchaft unterhielt er eigentlich nicht, vielmehr lieferte ſeine Frau bei ſolchen Beſuchen nur das Kaffeewaſſer und die nöthige Milch.

Die Ausſicht von jener Höhe war von einem unbeſchreiblichen Reize, indem Natur und Kunſt das ihrige gethan, Alles, was eine Landſchaft ziert und belebt, in Einem Bilde zu vereinigen. Indem man das weitgeöffnete, von Waldhügeln und Rebengeländern umgrenzte Thal, den blauen Strom in der Mitte, in

einer Länge von zwei Meilen überſchaute, begegneten dem Auge, über ſaftige Wieſen und reiche Felder hinwegſchweifend, zunächſt am linken Ufer einige freundliche Dörfchen, die mit ihren weiß getünchten Häuſern und ſchlanken Kirchthurmſpitzen aus einem Kranze von Obſtbäumen hervorlugten, während ihm am rechten Ufer von einem Felsvorſprunge die großartigen Trümmer eines Kartäuſerkloſters entgegenſtarrten. Weiterhin, da wo der Fluß, einer Thalkrümme folgend, einen Halbkreis beſchrieb, erhob ſich, von Parkanlagen umgeben, ein zierliches, in mauriſchem Style erbautes Luſtſchloß, der Lieblingsaufenthalt des letzten Fürſtbiſchofs und deshalb von ihm monaise genannt. Jenſeits der Kloſterruine trat aus einer Bergſchlucht, den Lauf der Heerſtraße bezeichnend, eine dichte Pappel-Allee und darüber ragten die ſtolzen Zinnen einer ehemaligen Benediktiner-Abtei in die Landſchaft hinein. Den Mittelgrund der letztern bildete, auf einer, den Fluß nach dem Gebirge hindrängenden Fläche belegen, und ſchon in den Duft der Ferne gehüllt, die Stadt T. mit ihren zahlreichen Thürmen und weit darüber hinaus waren außer dem hie und da aufblitzenden Strome bei Sonnenſchein noch die rothen Sandſteinfelſen, welche das Thal ſcheinbar abſchloſſen, ſichtbar. So mochte denn das Ganze wohl das Gefühl der

Wohlfahrt und des Behagens erwecken, welches nach Goethe's Ausſpruch über allen Weinländern in der Luft zu ſchweben ſcheint.

Nachdem die auf holperigen Wegen genugſam durchgerüttelte Geſellſchaft, an ihrem Ziele angelangt, ihrem erſten Entzücken über den Anblick des ſich vor ihren Augen ausbreitenden Gemäldes in lauten Exclamationen Luft gemacht und die üblichen Vergleiche zwiſchen dieſer und andern Gegenden angeſtellt hatte, wurden die mitgebrachten Vorräthe zuſammengetragen und einige Damen begaben ſich in die Forſthütte, um den Kaffee zu beſorgen. Die Frau des Invaliden, eine alte, aber noch rüſtige Matrone von derbem Schlage, ſchien von der Ankunft dieſer Gäſte eben nicht angenehm überraſcht. Auf die Frage der Majorin: wie es ihr ergehe, und ob ſie dieſen Sommer ſchon viele Beſuche gehabt, erwiderte ſie mürriſch:

„An Beſuchen fehlt es uns hier nicht, wenn ſie nur nicht immer zur Unzeit kämen.“

Damit wies ſie von einem großen Waſſerkeſſel, welcher über dem Feuer hing, auf eine in der Ecke ſtehende Waſchbütte.

„Ach, Mütterchen, Ihr ſeid an der Wäſche, wie ich ſehe,“ verſetzte die Majorin.

„So iſt es, und ich kann Euch heute in der Küche

nicht gebrauchen," fiel die Alte ihr in's Wort, indem ſie den Keſſel einen Haken tiefer hing. Mittlerweile war ihr Mann aus der anſtoßenden Stube getreten. Er gab den Damen einen heimlichen Wink, welcher zu ſagen ſchien: laßt ſie nur, mit der iſt heute nichts anzufangen, aber ich will Euch ſchon helfen. Und die Damen nickten ihm zum Zeichen des Verſtändniſſes wieder zu und verließen eiligſt die Küche, welche allerdings einen ſo beſcheidenen Raum einnahm, daß von zwei darin waltenden Perſonen die eine der andern nothwendig im Wege ſein mußte. Die Alte hatte aber auch noch einen andern Grund, weshalb ſie die Damen ſo kurz abgefertigt. Sie wußte nemlich aus langjähriger Erfahrung, daß, während die Bürgersleute auch für ſie ſtets eine Taſſe Kaffee und ein gutes Stück Kuchen übrig hatten und auch mit dem Trinkgelde nicht knauſerten, das „Offiziers- und Beamtenvolk" ſeine ſchmalen Biſſen allein verzehrte und ſie mit ſchönen Redensarten abſpeiſte. Ihr Mann dagegen, welcher es ſich zur Ehre ſchätzte, auf der Leiter der Beamten-Hierarchie ſelber eine Sproſſe, wenn auch nur eine der unterſten einzunehmen, zeigte ſich ſeinen Standesgenoſſen nur um ſo gewogener und wenn ſie ihm eine Cigarre reichten oder ſich wohl gar von ihm von den alten biſchöflichen Zeiten erzählen ließen, und wie

Seine Gnaden, der letzte Landesfürſt, ein gar leutſeliger Herr und ein großer Freund von ſpaßhaften Avanturen geweſen, wie es denn zum Exempel ihm, als vormaligem Stadtſoldaten, einmal begegnet, daß, als er zur Zeit des Hochſommers vor dem Schloſſe Wache geſtanden und vor Hitze und Ermüdung im Schilderhauſe eingeſchlafen ſei, der Biſchof ihn zuſammt dem letztern an das äußerſte Ende des Schloßplatzes habe tragen laſſen, ſo daß, als er ſpäter erwacht, er nicht anders geglaubt habe, als daß der Böſe ſein Spiel mit ihm getrieben, dann begannen die Züge des Alten ſich wieder neu zu beleben und er ging ſeinen Gäſten in Allem freundlich zur Hand. Er folgte auch jetzt den Damen in's Freie nach, begrüßte die ihm zum Theil bekannten Herren und verſetzte leiſe:

„Die Küche gibt die Alte nun einmal heute nicht her, ſie hat ſchon dieſen Morgen geſagt, als die Sonne da unten ſo hell über der Stadt aufging: ‚gieb Acht, heut kommen uns gewiß die Städt'ſchen wieder über den Hals, das iſt allemal ſo, wenn ich Wäſche einſtecken oder Pflaumenmus kochen will, aber ſie mögen ſehen, wie ſie zurecht kommen'. So hat ſie geſagt. Deshalb ſollt Ihr aber doch die Fahrt nicht umſonſt gemacht haben. Nehmt Euch von jenen Reiſern, ſoviel Ihr wollt, und macht Euch hier auf dem Raſen ein

Feuer an, die nöthigen Kochgeſchirre will ich Euch ſchon herausſchaffen und an Milch ſoll es Euch auch nicht fehlen." Sein Vorſchlag wurde mit Jubel begrüßt und trug ihm eine Umarmung ſeitens der Majorin ein.

„Eine Zigeunerſcene im Walde," rief der Rittmeiſter, „Frau Majorin übernehmen Sie die Rolle der Viarda."

„Und Sie die des Zigeunervaters, dann iſt die Bande wohl berathen," erwiderte dieſe heiter, ohne über das Compliment, das er ihrem Alter gemacht, eine Empfindlichkeit zu verrathen. Die jüngern Offiziere machten ſich jetzt über die Reiſer her, ſchleppten ſie auf einen ſchattigen Platz und zertheilten ſie mit ihren Säbeln, während die Damen dürres Laub zutrugen, und bald loderte der Haufen in hellen Flammen auf. Das Geſchäft des Waſſerkochens ging zwar nicht ganz ohne Schwierigkeiten und namentlich nicht ohne Gefahr für die Locken der Damen von Statten, indem beim Schüren der Glut aus dem raſch ſich verzehrenden Reiſerhaufen mitunter unverſehens eine neckiſche Flamme hervorzüngelte und irgend ein ſchönes Haupt, das ſich zu nahe gewagt, bedrohte, allein ſolche Zwiſchenfälle trugen nur zur Erhöhung der allgemeinen Heiterkeit bei. Nachdem der Kaffee bereitet war, la-

gerte man ſich im Kreiſe umher und ſchlürfte aus den mitgebrachten Taſſen behaglich den duftigen Trank. Dann aber ſchien ſich der Geſellſchaft, wohl in Folge der ermüdenden Fahrt und der großen Hitze eine gewiſſe Abſpannung bemächtigen zu wollen — hier gähnte verſtohlen ein ſchöner Mund, dort neigte ſich ſchlummertrunken ein liebliches Köpfchen zur Seite, — allein der Rittmeiſter, welcher zur Verwunderung Aller die Parthie veranſtaltet hatte und es daher auch für ſeine Pflicht hielt, für das allgemeine Amuſement Sorge zu tragen, commandirte einen blonden Lieutenant, der ſich als geborner Neufchateller gut auf's Jodeln verſtand und zugleich ein geübter Citherſchläger war, ſein Inſtrument herbeizuholen und ſeine Künſte zu produziren. Und der Blonde hob nun nach einigen Präludien eines jener bekannten Tyrolerlieder an, welche, ob ſie das ewige Thema der Liebe, die jauchzende Luſt der erhörten, die klagende Trauer der hoffnungsloſen, variiren, oder ob die Sehnſucht nach der fernen Heimath ihre Weiſen durchdringt, doch immer eine gewiſſe kecke Lebensluſt athmen, welche in ſich ſelber einen Erſatz findet für das Verlorene. Gleich den Alpenroſen auf Bergeshöhen geboren, wollen ſie aber auch, ſtatt in der dumpfen Atmoſphäre eines Conzertſaales, auf Bergeshöhen oder doch in der freien

Gottesnatur geſungen ſein, um eine volle reine Wirkung auf die Hörer zu üben. Dieſe Wirkung blieb denn auch hier um ſo weniger aus, als der Sänger von einem Echo, das am Schluſſe jeder Strophe die jodelnden Klänge deutlichſt wiedertönte, unterſtützt wurde. Als er das Lied „Von der Alma tönt das Horn“ beendet hatte, ließen ſich plötzlich vom Walde her die rührenden Weiſen des Schweizer-Kuhreigens, von Heerdenglocken begleitet, vernehmen, erſt fern, dann näher und näher und wiederum ferner, bis ſie allmälig verklangen und erſtarben. „Das war der Herr von Thilmann!“ rief Johanna aus. Man ſah ſich im Kreiſe umher, er fehlte. Niemand außer Johanna hatte ſein heimliches Entfernen, ſeine Abweſenheit wahrgenommen. Als er bald darauf wieder zur Geſellſchaft trat, wurde er mit einem allgemeinen Applaus empfangen; er ſtellte jedoch jede Betheiligung an jenem „ſentimentalen Scherze“ in Abrede und behauptete, ſeine Zeit mit weit nützlichern Dingen, nemlich mit dem Anſetzen einer Ananas-Bowle, zugebracht zu haben. Letzteres erwies ſich allerdings als wahr, demungeachtet war aber auch er es geweſen, der mittelſt einer Zieh-Harmonika unter Aſſiſtenz des Invaliden, welcher die Glocken dazu geläutet, den Kuhreigen aufgeführt hatte.

Mit der tiefer ſinkenden Sonne erhob ſich ein leiſer Wind, welcher, die Aſche des Reiſerhaufens aufwehend, die Geſellſchaft zwang, ihren Platz zu verlaſſen. Da man überdies die Ausſicht ſattſam genoſſen, begab man ſich auf den Vorſchlag des Rittmeiſters in feierlichem Zuge, die epheubekränzte Bowle an der Spitze, auf eine hinter der Forſthütte belegene Waldwieſe, um den Reſt des Tages theils in geſelligen Spielen, theils in Wanderungen durch den Wald aufgehen zu laſſen. Auf einer ſolchen Wanderung ſchloß ſich der Rittmeiſter einer Gruppe von Herren und Damen an, unter denen ſich auch Johanna befand. Wenn es die Majorin, wie es ſchien, darauf angelegt hatte, Beide von den Uebrigen zu trennen, ſo gelang ihr ſolches nur zu gut: denn es währte nicht lange, ſo ſetzte jener, von den Andern unbemerkt, mit Johanna allein ſeinen Weg fort. Ihre Unterhaltung war wie gewöhnlich ernſter Art. Er ſuchte ſie, wenn auch in ſchonendſter Weiſe, über ihr früheres Leben, insbeſondere über ihr Verhältniß zu Albert auszuforſchen, und ſie geſtand ihm mit ungeheuchelter Wehmuth, daß ſolches ſeit ihrer Ueberſiedelung nach T. mehr und mehr an Innigkeit verloren.

„Weil es hie und da unglückliche Künſtlerehen gegeben, hört man häufig die Frage aufwerfen: ob ein

Künſtler überhaupt heirathen ſolle?" fuhr ſie fort. „Ich habe die Frage bisher immer für thöricht gehalten. Hat denn nicht faſt jeder Mann irgend einen Beruf, der ſeine Thätigkeit, ſeine Körper- oder Geiſteskräfte mehr oder minder in Anſpruch nimmt, warum ſoll denn der des Künſtlers allein ſich nicht mit einem ehelichen Glücke vertragen! Albrecht Dürer's Ehe, auf die man ſich ſo gern beruft, war nicht deshalb eine unglückliche, weil er ein Künſtler war, ſondern weil er ein böſes Weib hatte, welches wohl mit keinem Manne hätte Frieden gehalten, ſo ſagte ich mir."

„Und jetzt ſind Sie anderer Meinung geworden?"

„Ich bin damit wenigſtens in's Schwanken gerathen. Seit Albert das Portraitmalen aufgegeben und ſich einer idealeren Kunſtrichtung zugewandt hat, iſt er als Ehemann offenbar gar nicht mehr derſelbe, und hätte ich nur eine Ader von der ſchönen Nürnbergerin, ſo wäre das Unglück vielleicht ſchon da."

„Da Sie aber von der keine Ader, ja keinen Blutstropfen haben, —" verſetzte der Rittmeiſter mit Wärme.

„So laſſe ich ihn einſtweilen gewähren und warte ab, ob er aus ſeiner Höhe, wo er nur mit Engeln und Heiligen verkehrt, ſich nicht endlich doch wieder zu mir armen Menſchenkinde niederlaſſen wird," unterbrach ſie ihn heitern Tones. „Und nun ſagen Sie

mir, lieber Rittmeiſter, wie Sie zu dem Rufe gekommen ſind, ein Weiberfeind zu ſein, und ob Sie dieſen Ruf wirklich verdienen?"

Der Rittmeiſter, von dieſer Wendung des Geſpräches ſichtlich überraſcht, warf einen ernſten, ja traurigen Blick auf Johanna.

„Habe ich Ihnen wehe gethan?" fragte ſie erſchrocken.

Ach, ſie ahnte nicht, was in ſeiner Seele vorging, welche Wandelung ſich dort vollzog. Während Johanna ihm trotz ſeines häufigen und traulichen Verkehrs mit ihr dennoch, ihrem innerſten Weſen nach, ſtets wie ein reizendes Geheimniß gegenübergeſtanden hatte, deſſen Löſung ſeinem Intereſſe für ſie fortwährend neue Nahrung gegeben, glaubte er jetzt zum erſtenmale einen tieferen Blick in ihr Herz gethan, und dabei die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß dies Herz, ſchwach und liebebedürftig wie Eines, nicht, wie ihn ſeine Unkenntniß oder vielmehr ſeine verkehrten Vorſtellungen von dem Weſen der weiblichen Natur überhaupt hatten wähnen laſſen, ihm gehöre, ſondern daß es mit ſeinen geheimſten Gedanken und Gefühlen, vielleicht ſich ſelber unbewußt, noch immer und ausſchließlich dem zueigen ſei, der es zuerſt beſeſſen, — daß Johanna ihre Liebe zu Albert nur vermöge

einer Selbsttäuschung auf ihn, welcher ihr mit der seinen entgegengekommen, wie auf ein Bild ihrer Phantasie übertragen habe, und daß ihr eheliches Glück nur eine vorübergehende Störung erlitten. Er hatte bis dahin, um nicht thörichter Weise eine ganz hoffnungslose Neigung zu nähren, an die Möglichkeit einer Scheidung zu denken gewagt und ähnliche Gedanken auch gern bei ihr vorausgesetzt. Vor jener Erkenntniß ließ er jedoch jede Hoffnung schwinden und in seiner Seele reifte jählings ein Entschluß, seines edeln, aber in seiner Entwickelung gewaltsam gehemmten Herzens würdig.

„Ich will nicht läugnen," erwiderte er auf ihre Frage, „daß Sie da eine wunde Stelle in meinem Innern berührt haben. Doch Vertrauen gegen Vertrauen! Ich will es versuchen, Sie über meine Vergangenheit aufzuklären und dann mögen Sie selber urtheilen, ob ich demungeachtet ein Anderer hätte werden können, als der ich geworden. Sie erwarten vielleicht nach dieser Einleitung, daß ich von ungewöhnlichen Schicksalen zu berichten. Leider ist dies nicht der Fall: doch wer von ähnlichen Erlebnissen nicht ähnliche Wirkungen zu beklagen hat, der mag sich glücklich preisen."

Und nun erzählte er ihr unter Anderm: wie seine

Geburt ſeiner Mutter, der frühern Verlobten eines bekannten, in der Blüthe ſeiner Jahre dahin geſchiedenen Dichters aus der romantiſchen Schule, das Leben gekoſtet und eine ſchlimmgeartete Stiefmutter ihm nicht allein die fröhliche Luſt der erſten Jugendjahre verkümmert, ſondern ihn auch um das Glück ſeiner Jugend betrogen, indem ſie ihm das Herz ſeines Vaters wie das ſeiner Halbgeſchwiſter zu entfremden gewußt habe.

„So trat ich," fuhr er fort, „ſcheuen Sinnes, verſchüchterten Gemüthes aus dem Elternhauſe in's Leben und kehrte, kampfgefaßt, auch dort nur Feindſeliges erwartend, der Welt meine ſchroffſten Seiten zu. Das ſicherſte Mittel aber, die Eitelkeit der Menſchen zu verletzen und ihre Angriffe herauszufordern, iſt: ſie zu meiden, weil man ihrer entbehren zu können ſcheint. Sie verzeihen eher jede Ueberhebung, jede Anmaßung, als ein gänzliches Zurückziehen von ihnen auf ſich ſelbſt. Die Angriffe blieben nicht aus, und ich bekämpfte ſie mit jenen Waffen, in denen man mich daheim nur zu ſehr geübt: mit Hohn und Spott. Und ich blieb Sieger in dieſem Kampfe, es feindete mich Keiner mehr an, aber es that mir auch Keiner etwas zu Liebe, man mied mich. Ich galt für einen kalten Egoiſten und vor Allem für einen Weiberfeind,

ja für einen Verächter Ihres Geſchlechtes und ich war es — war es — bis — o wenn ſie wüßten, wer mich dazu gemacht, wenn ſie wüßten, daß ein Weib mir die Quelle der Liebe an ihrem Urſprunge verſchüttet, daß ein Weib, das ich Mutter nennen mußte, mir meine Kindheit, meine Jugend vergiftet." — Er ſchwieg, von qualvollen Erinnerungen bewältigt. Und nun war es Johanna, welche ſeine Hand erfaßte, die ihn an ihren Buſen zog und ihm ihre Lippen zum Kuſſe darreichte. Er preßte ſie an ſich und eine Thräne rollte aus ſeinen Augen auf ihre Locken nieder. Dann aber, weit entfernt, ſich von dieſem unerwarteten Ausbruche ihrer Empfindungen beirren und ſich in ſeinem frühern Entſchluſſe wankend machen zu laſſen, erhob er ſich und ſprach:

„Hab Dank, Johanna! Dieſer eine Moment ſöhnt mich mit meiner Vergangenheit aus, und er ſoll mir auch für die Zukunft, denk ich, kein ganz verlorener ſein. Sie ſollen keinem Unwürdigen ihre Theilnahme geſchenkt haben; ich werde mich Ihnen fortan nur noch als Freund nähern oder — Ihnen fern bleiben."

Johanna, auf eine leidenſchaftliche Erwiderung ihrer Gefühle gefaßt, erſchrak vor ſeiner Ruhe. Wie eine fremde Erſcheinung ſtand er ihr gegenüber mit ſeinem Ernſte; ſie ſah an ihm hinauf, als ob ſelbſt

ſeine äußere Geſtalt plötzlich größere Dimenſionen angenommen habe. Der Strom ihrer Empfindungen, gewaltſam in ſeinem Laufe unterbrochen, wälzte ſich zu ihrem Herzen zurück und hemmte ſeinen Schlag. Ein eiſiger Schauer ſchüttelte ihre Glieder, das Wort verſagte ihr, der Quell ihrer Gedanken war erſtarrt. Nur fort von dieſer Stelle! — fort aus ſeinen Augen! — Es begann zu dunkeln, kein Blatt rührte ſich im Walde. „Johanna!“ rief er, ihr ſeine Hand entgegenſtreckend. Wie Geiſterlaut ſchlug ſeine Stimme an ihr Ohr. Sie machte eine abwehrende Bewegung und ſchweigend, eiligen Schrittes, begaben Beide ſich zur Geſellſchaft zurück.

Fünftes Kapitel.

Unter fröhlichem Geſange und Geplauder wurde die Heimfahrt angetreten. Johanna nahm nur hie und da einen gezwungenen Antheil daran, um die Neckereien der Majorin, welche neben ihr ſaß, nicht herauszufordern. Ein Gefühl tiefſter Verlaſſenheit war über ſie gekommen, ſie ſah alle Bande, die ſie mit dem Leben verknüpft hatten, die einen gelockert, die anderen zerriſſen, und die Zukunft lag weitaus wie

eine troſtloſe Oede vor ihr. Sie erkannte die Gefahr, in welche ſie ſich begeben und daß es nicht ihr Verdienſt geweſen, daß ſie ihr nicht ganz und gar erlegen; für ihr Gefühl lief dies aber faſt auf Eins hinaus, in ihrem Gewiſſen empfand ſie es wie eine Schuld. Ob es Liebe oder Mitleid oder Beides geweſen, was ſie in jenem Momente ſo mächtig bewegt und zu ihm hingeriſſen hatte, darüber war ſie ſich ſelber nicht klar, das aber wußte ſie, daß ſie aus den Schranken der Sitte, der Weiblichkeit gewichen und er ſie dahin zurückgewieſen, daß ſeine Tugend die ihrige beſchämt und ſie ihrem weiblichen Stolze eine Demüthigung bereitet hatte, welche ſie ſich nimmer würde vergeben können.

Uralte, zumeiſt abgeſtorbene Lärchen erhoben ſich in wunderlichen Verſchlingungen zu beiden Seiten des Weges, und ihre grauen Moosbärte ſchimmerten geſpenſtig durch das abendliche Halbdunkel. Sie nahmen in ihren Augen ein unheimliches Leben an und ihr Anblick flößte ihr ein ungewohntes Grauen ein. Wäre nur der Wald erſt hinter uns! dachte ſie. Ach, er wollte gar nicht enden und der Wagen bewegte ſich ſo unerträglich langſam von der Stelle, als ob er von Leichenpferden gezogen würde. In raſender Eile über Stock und Block, daß ihr ſchier Hören

und Sehen vergangen, das wäre nach ihrem Sinne geweſen. Zuletzt verſtummten auch die Geſänge, das Geplauder und man vernahm nur noch das Knarren und Stöhnen des ſich in tiefen Geleiſen mühſam dahin ſchleppenden Gefährs. Endlich öffnete ſich der Wald. In leichte Nebeldüfte gehüllt, vom klarſten Mondlicht überglänzt, lag das weite Thal zu ihren Füßen; nur tief unten der Strom und jenſeits an den dunkeln Gebirgsabhängen die weißen Villen leuchteten hell durch die Nebelſchleier. Die Pferde ſetzten ſich in raſchen Trab. Johanna athmete auf, der Druck wich von ihrem Herzen und machte bald einer weichen, wehmüthigen Stimmung Platz. Sie gedachte ihres Kindes, ihres Mannes und ſehnte ſich nach Beiden. Wie ſchwer ſie ſich auch mochte vergangen haben, der häusliche Herd erſchien ihr wie eine Opferſtätte, wo ſie ihre Schuld ſühnen konnte.

Jetzt war die Stadt erreicht. Auf den Straßen, tagüber wenig belebt, herrſchte noch ein reges Treiben. Die Wagen hielten auf dem Marktplatze ſtill, die Geſellſchaft ſtieg aus und zerſtreute ſich nach allen Seiten hin. Johanna, um der etwaigen Begleitung des Rittmeiſters zu entgehen, ſchlüpfte eiligſt davon. Vor dem Deutſchhauſe hatte ſich ungewöhnlicher Weiſe ein Trupp Menſchen, meiſt Frauen, verſammelt. Als ſie

ſich ihnen näherte, wichen ſie langſam zur Seite. Die Hauspforte war weit geöffnet, ſie warf ſie hinter ſich zu, eilte die Treppe hinan und rief nach ihren Mägden; es blieb jedoch Alles ſtill. Am Boden des Corridors ſtand eine tief niedergebrannte Kerze mit verkohltem Dochte. Die Thür ihres Schlafgemaches that ſich auf und der Kanonikus trat ihr daraus entgegen. Ein Schrei entfuhr ihrer Bruſt. Er ergriff ihre Hand und ſuchte ſie ſanft zurückzudrängen. „Cäcilchen!“ rief ſie in namenloſer Angſt und ehe er es verhindern konnte, hatte ſie ſich von ihm losgemacht und ſtand jetzt vor dem Bettchen ihres Kindes. Der matte Schimmer eines Nachtlichtes fiel auf das ſtille todtenbleiche, ſonſt ſo roſige Angeſicht des kleinen Engels, ſein krauſes Lockenhaar umfloß aufgelöſt und nur leiſe gewellt ſeine Schläfen. Sie überſah mit Einem Blicke, was geſchehen, dann ward es Nacht um ſie und die Arme des Geiſtlichen fingen die Sinkende auf. Man trug ſie in ein anderes Zimmer, legte ſie auf ein Ruhebett und löſte ihr die Kleider. Nach einer Weile ſchlug ſie die Augen auf, ſtarrte wild emporfahrend ihre Umgebung an und ſank dann wieder in die Kiſſen zurück. Der Arzt ward gerufen, und als ſie, in ſeiner Gegenwart wiederum erwachend, immer heftiger darauf beſtand, zu ihrem Kinde ge-

laſſen zu werden, gab er endlich ihrem Verlangen nach. Von ihm geführt, betrat ſie das Schlafgemach. Man erwartete einen neuen Ausbruch ihres Schmerzes, ſie aber ließ ſich mit ſchauerlicher Ruhe vor der Leiche nieder, faltete die Hände über ihrem Schooße und ſchaute ſtarr und unbeweglich in das Angeſicht der Todten. Der Kanonikus kniete an der andern Seite des Bettchens und ſprach, wie aus der Seele der Mutter, ein inniges Gebet. Er dachte damit den Quell der Thränen in ihrem Herzen zu löſen, doch vergebens. Seine Worte ſchienen eher einen peinlichen Eindruck auf ſie zu üben, ſie ſchüttelte nur leiſe, wie ablehnend ihr Haupt und ſaß dann wieder ſtumm und unbeweglich gleich einem Marmorbilde da. So kam die Mitternacht heran. Man vernahm das Rollen eines Wagens. Sie horchte auf, er hielt ſtill. Und ſie erhob ſich und verließ langſamen Schrittes das Zimmer. Der Wagen hatte Albert gebracht. Der Kanonikus empfing ihn an der Treppe, drückte ſchweigend ſeine Hand und ſagte dann:

„Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, geprieſen ſei ſein Name!"

„In Ewigkeit," entgegnete Albert mit feſter Stimme. Darauf betrat er, ſeinen Schmerz gewaltſam niederringend, das Todtengemach. Da aber, beim

Anblick der Leiche übermannte es ihn. Laut weinend rief er den Namen ſeines verblichenen Lieblings und bedeckte ſein Angeſicht mit tauſend Küſſen. Ach, hätte noch ein ſchwacher Lebensreſt in dem kleinen Körper geſchlummert, vor dieſem Rufe, unter dieſen Küſſen wäre er, die Hülle des Todes durchbrechend, noch einmal aufgeflammt. Doch die lieben Aeuglein blieben geſchloſſen, die kleinen Lippen regten ſich nicht. Und nun wußte er, daß ſein Kind todt war. Er warf ſich auf die Knie und wandte ſich in ſtillem Gebete zu dem, den er einſt aus ſeinem Herzen verloren und dem er wie durch ein Wunder, an der Hand der Kunſt, wieder zugeführt war. Er konnte ſich unter der Wucht des Schmerzes zu dem Gedanken erheben, daß der Herr, indem er ihm ſein Liebſtes genommen, einen Akt der Gnade an ihm ausgeübt, und wenn es ihm zur Zeit auch noch verborgen war, welches Heil ihm oder Andern daraus erwachſen möge, ſo war er doch des zuverſichtlichen Glaubens, daß die Zukunft ihn hier oder dort darüber aufklären werde. Denn um das Schickſal eines einzigen Menſchen in Einklang zu bringen mit der Weisheit und Güte Gottes, müßten wir es ja in ſeiner ganzen Ewigkeit überſehen können. Geſtärkten Muthes erhob er ſich und ließ ſich vom Kanonikus erzählen, was dieſer über die Umſtände,

welche den Tod des Kindes begleitet, in Erfahrung gebracht hatte. Sein Bericht ſtützte ſich hauptſächlich auf die Ausſage einer Nachbarsfrau, deren Haus mit der Rückfronte an den Garten des Deutſchhauſes ſtieß. Hiernach hatte ſich die Kleine den ganzen Nachmittag über im Beiſein des Zweitmädchens, einer jungen Perſon von kaum ſechszehn Jahren, ſpielend im Garten umhergetrieben; ſpäter war auch noch der Burſche des Rittmeiſters, welcher Johanna im Auftrage ſeines Herrn häufig Bücher zugetragen, und bei dieſer Gelegenheit mit dem Mädchen eine Bekanntſchaft angeknüpft hatte, hinzugekommen und die Nachbarsfrau hatte Beide Arm in Arm im Garten auf- und niederwandeln ſehen. Als ſie beim Eintritt der Dämmerung das Fenſter geſchloſſen, hatte ſie wiederholt den Ruf: „Cäcilchen!“ vernommen und es war ihr angſt und bange dabei geworden, weil ſie gleich an den Weiher gedacht, der in Folge der vielen Gewitterregen bis an den äußerſten Rand mit ſchlammigem Waſſer angefüllt geweſen. Sie hatte ſich deshalb hinunter auf die Gaſſe begeben und dort erfahren, daß man das Kind in der ganzen Nachbarſchaft ſuche und auch das Wartmädchen nirgends zu finden ſei. Nun wird es ihr faſt zur Gewißheit, daß das Kind in den Teich gefallen ſein müſſe, und ſie theilt ihre Befürchtung einigen in

der Nähe wohnenden Schiffern mit. Dieſe ſtellen nun ſofort, und zwar an der Stelle, wo der Weiher, von Strauchwerk frei, am zugänglichſten, Nachforſchungen an und das Ergebniß iſt, daß ſie, kaum einen Fuß tief unter der Waſſerfläche, die Leiche des Kindes auffinden. Man holt ſchleunigſt den nächſten Arzt herbei, er wendet alle Mittel ſeiner Kunſt an, um das Kind wieder in's Leben zu rufen, allein der Tod gab ſeine Beute nicht mehr zurück.

„Ich bin," ſo ſchloß der Kanonikus ſeinen Bericht, „bei dieſen Verſuchen ſelbſt zugegen geweſen, denn Ihre Hausmagd hatte in der Angſt ihres Herzens auch mir von dem Unglück ſofort Kunde gegeben. Als wir jede Hoffnung ſchwinden ſahen, ſchickte ich einen Boten an Sie ab."

„Meine Frau war bei einer Landparthie — wann iſt ſie davon heimgekehrt?" fragte Albert finſter.

„Gegen zehn Uhr," erwiderte der Kanonikus.

„Und wie nahm ſie das Unglück auf?"

„Daß ich es für nöthig hielt, nach Ihrem Hausarzte zu ſchicken."

Albert ſah den Kanonikus betroffen an, und dieſer erzählte ihm nun weiter, wie der Schrecken ihr wiederholt das Bewußtſein geraubt und ihr Schmerz weder Worte noch Thränen habe finden können.

„Vielleicht," fügte er hinzu, „wird Ihre Gegenwart, Ihr Zuſpruch ſie beides finden laſſen."

Albert ſprang auf, um zu ihr hinüber zu eilen, als der Arzt ihm in der Thür entgegentrat.

„Es iſt mir gelungen," verſetzte er, „ihr Schlaf zu verſchaffen, vielleicht führt er eine wohlthätige Kriſis herbei. Laſſen Sie die Magd ferner bei ihr wachen, ich werde in einigen Stunden wieder nachſehen."

Wir führen den Leſer von einem Todten- zu einem Krankenlager. Der künſtlich erzeugte Schlaf hatte die gehoffte Wirkung nicht herbeigeführt; von Fieberſchauern geſchüttelt, war Johanna aus ihm erwacht. Kaum daß Albert ſie begrüßt und einige Worte des Troſtes zu ihr geſprochen, da hatte ſich ihr Bewußtſein auch ſchon wieder getrübt, um bald gänzlich von wilden Phantaſien verſchlungen zu werden. Ihre Lippen ſtießen neben manch unverſtändlichem Worte bald helle Freudenlaute bald wilde Klagen aus, ohne daß ſich ein beſtimmter Sinn mit ihnen hätte verbinden laſſen. Allein, ob Jubel, ob Klage — Eine Quelle war es, aus welcher beide zu fließen, Ein Bild, um das alle Fieberträume ſich zu bewegen ſchienen. Nicht allein, daß ſie häufig den Namen des Rittmeiſters rief, ſie

pflog auch längere Zwiegeſpräche mit ihm, deren mehr oder minder verſtändlicher Inhalt ſich auf ein Geſchehenes deuten, ja auf ein ſtrafbares Verhältniß ſchließen ließ. Hätte bei Albert darüber noch irgend ein Zweifel beſtanden, ſo würden die lichten Momente, in denen ſie ihn erkannte, ihm ſolchen vollends benommen haben: denn ſeine Gegenwart ſchien ihr eher peinlich, als angenehm zu ſein, ja ſie ſchauderte vor dem Heiltrank zurück, wenn ſeine Hand ihn ihr reichte. So hatte er denn Weib und Kind verloren, Beides, wie er ſich ſelber anklagte, durch eigne Schuld. Er ging in die Vergangenheit bis zu jenen Tagen zurück, wo er ſich noch ihrer *vollen ungetheilten* Liebe verſichert halten durfte, *und da kam* es ihm denn mehr wie je zum Bewußtſein, daß er ſie über ſeiner Kunſt, über dem neuen Lichte, das ihm durch ſie in ſeinem Innern aufgegangen, zwar nicht aus dem Herzen — ach, darin trug er ſie ja noch immer, wie er das jetzt nur zu ſchmerzlich empfand, wohl aber mehr und mehr aus den Augen verloren, daß er es ihr an jener äußern Zärtlichkeit, an jenen kleinen Aufmerkſamkeiten hatte fehlen laſſen, aus denen jede Liebe *unbewußt*, wie die Blume aus der Luft, *fortdauernd neue Nahrung* ſchöpft und welche die ihrige um ſo weniger entbehren konnte, als er ſie nur zu ſehr daran ge-

wöhnt hatte. Er warf es ſich jetzt als eine Thorheit, als eine unverzeihliche Härte vor, daß er das junge, lebensfrohe Weib, ihrem entſchiedenen Widerwillen zum Trotz, dies öde unheimliche Haus, wie es ihm jetzt ſelber nicht anders erſchien, ſo lange hatte bewohnen laſſen. Hatte er nicht eben dadurch ihren Sinn gewaltſam wieder nach Außen gekehrt und ein Verlangen nach anderen Genüſſen, als dieſe freudloſe Häuslichkeit ihr bot, in ihr wach gerufen! Selbſt ſeine geiſtige Wiedergeburt im Glauben, ſeine religiöſe Richtung kamen ihm jetzt verdächtig vor, er wurde irre an der Lauterkeit ſeiner Geſinnungen, ſeiner Abſichten. „Haſt du nicht blos deine Kunſt oder vielmehr in ihr dein eitles Selbſt geliebt, indem du Gott zu lieben und ihn durch das Werk deiner Hände zu verherrlichen glaubteſt! O es iſt gar verdienſtlich, zu thun, wozu Beruf, Neigung und Ehrbegier uns drängen und ſich durch ſolche Thätigkeit, durch ſüße gottſelige Gefühle von unbequemen Pflichten loszukaufen. Biſt du nicht auch jener frommen Seelen eine, welche, auf das Lotterbett eines ſogenannten beſchaulichen Wandels hingeſtreckt, die Tugend lieber zu ihrer Buhlerin denn zu ihrem Weibe machen, weil es bequemer iſt, mit ihr zu liebäugeln und zu tändeln, als im Gedränge und Getümmel des Lebens Hand und Fuß

für ſie zu rühren!“ So ging er ſchonungslos mit ſich zu Gericht und er fand eine gewiſſe Befriedigung darin, jede Schuld von ſeinem Weibe ab auf ſich zu wälzen.

Johanna genas, wenn man es Geneſung nennen will, daß das Fieber ſie verlaſſen. Von Allem, was ſonſt dieſen Zuſtand zu begleiten pflegt, von jener weichen, milden, dankbaren Stimmung, jenem Gefühle heitern Friedens, von jener neugewonnenen kindlichen Freude an allem Daſein und vor Allem an der Natur ſchien ſie eher das Gegentheil zu empfinden. Sie glich einem Schatten, welcher widerwillig aus dem Todtenreiche in das Reich des Lebens zurück verſetzt, ſein eigenes Grab umwandelt und ſich aus dem Lichte, das ihn ſchmerzt, wieder hinabſehnt in die leid- und freudloſe Nacht. Was auch um ſie herum geſchehen mochte, nichts, was ihre Theilnahme, ja auch nur ihre Aufmerkſamkeit geweckt hätte. Albert hielt ſich ihr, die am liebſten allein zu ſein ſchien, möglichſt fern und wenn er ihr nahte, ſo begegnete er ihr mit der gleichmäßigen freundlich-ernſten Ruhe eines verſtändigen rückſichtsvollen Freundes. Er vermied jede Aeußerung, jedes Zeichen eines wärmeren Gefühls, weil er fürchtete, ihr damit läſtig zu fallen. So war es und ſo blieb es Wochen hindurch, aber ſo konnte es doch nicht

immer, ſo konnte es nicht lange mehr bleiben, wenn Johanna nicht tiefer und tiefer in ihr Elend verſinken und endlich darin untergehen ſollte. Und er ſetzte ſich vor, den nächſten günſtigen Augenblick wahrzunehmen, um dieſem qualvollen Zuſtande ein Ende zu machen.

Eines Tages hatte Johanna gegen die Hausmagd den Wunſch geäußert, einige Blattpflanzen zu beſitzen, aber recht groß müßten ſie ſein, hatte ſie geſagt, ſo groß, daß ſie mit ihren Blättern das ganze Fenſter verdeckten. Es war der erſte Wunſch, den ſie ſeit ihrer Erkrankung ausgeſprochen, und das Mädchen theilte ihn erfreut ſeinem Herrn mit, weil es darin ein Zeichen neuerwachter Lebensluſt zu erkennen glaubte. Albert aber wußte wohl, daß ſie nur darum die Pflanzen wünſchte, damit ſie ihr die Ausſicht auf den Garten, auf den unſeligen Weiher benehmen möchten. Er begab ſich ſofort zu einem Kunſtgärtner, wählte dort unter mehren Palmenarten die größten Exemplare aus und ließ ſie andern Morgens in aller Frühe vor Johanna's Fenſter aufpflanzen. Außerdem hatte er aber bei dem Gärtner einen Zwerg-Papagaien gefunden, in Farbe und Zeichnung demjenigen ähnlich, welchen Johanna in A. beſeſſen und über deſſen Verluſt ſie ſich ſehr betrübt hatte. Er erſtand den Vogel

zu einem hohen Preiſe und ſtellte ihn in dem noch vorhandenen Käfig ſeines verſtorbenen Vorgängers in ihrem Zimmer auf. Als Johanna, ihr Gemach betretend, die hohen breitblätterigen, eine grüne Dämmerung um ſich verbreitenden Gewächſe und zwiſchen ihnen den Vogel gewahrte, drückte ſich auf ihrem Geſichte eine freudige Ueberraſchung aus, der jedoch bald ein ſchmerzliches Lächeln folgte, als die Magd ihre Vermuthung, daß das Alles von Albert herrühre, beſtätigte.

„Sie hat wieder gelacht, o nun geht Alles wieder gut.“ Mit dieſen Worten kam das gutmüthige Geſchöpf zu ſeinem Herrn geſtürzt, welcher eben an Cäcilchens Conterfei die letzten Pinſelſtriche vollzog. Er hatte das Kind als Leiche, aber mit den Farben des Lebens gemalt. Und Albert lachte ebenfalls nach der Meinung des Mädchens. — Die Stunde war da, wo er Johanna ſeinen Morgengruß zu bringen pflegte, aber heute zögerte er mit ſeinem Beſuche, weil er ihren Dank fürchtete. Endlich ging er aber dennoch zu ihr hinüber. Er fand ſie wie gewöhnlich auf ihrem Sopha ſitzend, aber — in Thränen. Und er freute ſich deſſen. Denn das Herz eines Weinenden hat wenigſtens Eine Stelle, wo es offen und zugänglich iſt.

„Johanna,“ verſetzte er leiſe, ſeine Hand auf ihr

Haupt legend, „was weinſt Du einſam Deine Thränen, da Dein treueſter Freund Dir nahe iſt? — Entſchließe Dich wieder zum Leben und, wo möglich, zum Glücke. — — — Brich einmal dies entſetzliche Schweigen, vertraue mir Dein Herz, Deine Wünſche an wie zur Zeit, da ich Dir noch Alles war."

Johanna ſchwieg und weinte heftiger.

„Ich will Dich ja des Geſtändniſſes überheben," fuhr er fort, „daß Dein Gefühl für mich erſtorben, daß Du mich nicht mehr liebſt, ſag' mir nur, was geſchehen ſoll. — Ich weiß, daß ich keinen Anſpruch mehr habe auf Deine Liebe, weil ich nichts gethan, ſie mir zu erhalten. Ich könnte vielleicht ſagen, daß ich mich zu ſicher in ihrem Beſitze gefühlt, als daß mir der Gedanke gekommen, daß ich ſie auch einmal verlieren könne, allein ich hätte wiſſen ſollen, daß auch die treueſte Liebe ermüden kann, wenn man ſie darben läßt. Ich habe Niemanden anzuklagen, als nur mich ſelbſt."

„Ich danke Dir, Albert, daß Du mich reden heißeſt," erwiderte ſie, ſich mit einem tiefen Seufzer emporrichtend. „O wie oft hat mich nach dieſem Augenblicke verlangt! Man ſagt von Scheintodten, daß ſie mit wachen Sinnen Alles um ſich her vernähmen, aber ihre Zunge liege gefeſſelt, das Wort ſei ihnen

grauſam verſagt. Aehnlich war es mir in Deiner Gegenwart. Du haſt den Bann gelöſt, aber nun laß uns auch wahr ſein gegeneinander. Thu' Deinem Herzen keine Gewalt an, indem Du mich und vielleicht auch Dich ſelber bereden wöchteſt, daß darin noch ein anderes Gefühl für mich wohne, als was man jedem Unglücklichen zollt. — — — Laß mich weiter reden. — Du hältſt mich für eine Kranke, die der Schonung bedarf, aber Du täuſcheſt Dich, Albert, ich bin keine Kranke, ſondern nur eine Sünderin, ich bedarf nicht der Schonung, ſondern der Strafe; nur indem ich es büßend vollbringe, hat das Leben noch einen Werth für mich, bin ich ſelbſt noch des Lebens werth."

„Und worin, denkſt Du, ſoll dieſe Buße beſtehen?"

„Daß Du die aus Deinem Angeſichte verbannſt, die Dich elend gemacht, daß Du Dein Loos von dem meinen trennſt. Mein Vater hat ſich einſt von mir gewendet, weil ich mein Glück auf einem andern Wege ſuchte, als den er mir vorzuzeichnen gedacht, weil ich Dir mehr anhing, als ihm. Doch wenn er die Glückliche verſtoßen, die ſeiner entrathen zu können glaubte, der Unglücklichen wird er wieder einen Platz an ſeinem Herde gönnen. Ja, Albert, ich weiß, er will es, ich habe ihn darum gebeten, hier iſt ſeine Antwort; er wird kommen und mich heimholen."

„Du haſt die Wahrheit als Vermittlerin zwiſchen uns aufgerufen und wie möchte ich zweifeln, daß es Dir damit ernſt geweſen. Biſt Du Dir aber wohl ſelber klar über Dein Wollen und Sollen, über Deine Wege und Deine Ziele? Du willſt büßen, ſagſt Du, für Deine Vergehen! Ich will Dich nicht fragen, worin Du Dich vergangen, aber wenn Du wirklich eine Schuld zu ſühnen haſt, iſt es nicht leichter, in das Vaterhaus zurückzukehren, als an der Seite eines ungeliebten Mannes ſeine Tage hinzubringen? Heißt das nicht eher, der Buße entfliehen, als ſie aufſuchen?“

„Erinnere Dich, Albert, daß ich Dir zuerſt meine Arme geöffnet, als Du zu ſchüchtern warſt, mir Deine Liebe zu geſtehen, erinnere Dich, daß ich es war, die Dich ermuthigt, mit mir zu entfliehen. Damals durft' ich meine Liebe für einen Schatz halten, Dir nicht minder werth, wie mir die Deine, und darum durft' ich ſie Dir auch ohne Scham bekennen. Möchteſt Du jetzt ein ähnliches Bekenntniß von meinen Lippen hören? — Die Liebe einer Verbrecherin — o Albert, würde Dich nicht ſchaudern vor dieſem Geſchenke? —“

Johanna zuckte zuſammen, als ob ſie ein Grauen vor ſich ſelber empfinde. Albert ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus, ſie aber wich vor ihm zurück und fuhr fort:

„Höre Alles, und wenn Du mich dann noch neben Dir dulden magſt, ſo will ich bei Dir bleiben und Dir in Demuth dienen gleich einer Magd.“

Und nun bekannte ſie ihm ohne jeden Rückhalt, was ſich zwiſchen ihr und dem Rittmeiſter begeben. Sie erzählte ihm, wie ſie Anfangs eine gewiſſe Scheu gegen ihn empfunden, weil er ihr als ein Verächter ihres Geſchlechts geſchildert worden, wie jedoch dieſe Scheu bald von ihr gewichen und an deren Stelle ein flüchtiges Wohlgefallen getreten ſei; wie er dann durch den ſinnigen Ernſt, durch die Achtung, mit welcher er ihr vor allen Andern begegnet, erſt ihre Eitelkeit erregt, dann aber mehr und mehr ihre Neigung gewonnen, ſo daß ſie bald gern die Plätze aufgeſucht, wo ſie ihn zu finden gehofft und daß ſie auch des Abweſenden gern und häufig gedacht habe; wie ihre Phantaſie in einſamen Stunden mit ſeinem Bilde geſpielt und ihr dies Spiel allmälig zu einer ſüßen Beſchäftigung, ja zum Bedürfniß geworden, bis endlich das Mitleid mit ſeinem Geſchick ihre Gefühle für ihn zu hellen Flammen angefacht und ſie in einem Momente höchſter Erregung an ſeine Bruſt geworfen habe.

„Und in eben jener Stunde,“ fuhr ſie fort, „ja vielleicht in jenem Augenblicke, wo ich den fremden Mann in meine Arme zog, zog der Tod Dein Kind

in die ſeinen. Und nun weißt Du, wer Dir Deinen Liebling getödtet, wer Dich um das Glück Deines Lebens betrogen und — nicht wahr? —“ Sie verſtummte, als ſie zu Albert auf ſah, denn über ſeine Züge hatte ſich ein finſterer Schatten gelagert. Er erinnerte ſich, vom Kanonikus vernommen zu haben, daß der Rittmeiſter ſeine Frau während ſeiner Abweſenheit mit Büchern verſorgt, daß der Bediente, welcher ſie ihr zugetragen, mit der Wärterin ein Liebesverhältniß angeknüpft und ſie an jenem Tage im Garten beſucht habe. Das Mädchen aber, welches ſich inmittelſt wieder eingefunden, hatte bekannt, daß es ſich um die Zeit der Dämmerung mit ſeinem Liebhaber aus dem Garten entfernt und bei der Rückkehr dahin das Kind vermißt habe. So ließ ſich denn der Tod des letztern allerdings auf die Bekanntſchaft Johanna's mit dem Rittmeiſter als auf ſeine erſte Urſache zurückführen. Ein Zuſammenhang mit ihrer Schuld war unverkennbar und dieſe Einſicht war es, welche Albert mit jenem Schauder, mit jenem heiligen Grauen erfüllte, das wir überall empfinden, wo die Gottheit uns einen Blick in ihre geheimnißvollen Tiefen zu vergönnen ſcheint. Wie der Donner dem Blitze war die Strafe dem Vergehen gefolgt. Er glaubte darin das unmittelbare Walten jener Macht zu erkennen,

welche ein Opfer fordert für jede Verſchuldung, und welche einſt für die Sünde der Menſchheit ſich ſelbſt im „Menſchenſohne“ geopfert. Allein auch ſein eigner Antheil an jener Schuld war ihm auf das Lebhafteſte vor die Augen getreten. Johanna hatte, ſo nahe es ihr gelegen, mit keinem Worte auf einen ſolchen Antheil hingedeutet, aber, abgeſehen davon, daß er ſie einſt zu der Mitwirkung bei den lebenden Bildern veranlaßt hatte, würde ſie nach ſeiner Ueberzeugung nimmer auf ſolche Abwege gerathen ſein, wenn er nicht zuerſt von ihrer Seite gewichen wäre. Dieſe Gedanken ſtürmten auf ihn ein, als Johanna zu ihm empor ſah.

„Und, nicht wahr?“ fuhr ſie mit bebender Stimme fort, „jetzt grauet Dir vor meiner Liebe, jetzt erfüllt meine Nähe Dich mit Schaudern, jetzt läſſeſt Du mich heim zum Vater kehren!“

Sie hatte ſich, während ſie ſolches ſprach, in einen äußerſten Winkel des Zimmers zurückgezogen, und nun ſtand ſie da, das Haupt geneigt, die Arme über der Bruſt gekreuzt, ein Bild der tiefſten Zerknirſchung, des unſäglichſten Schmerzes. Albert glaubte ſie nie ſo ſchön geſehen zu haben, ſie erſchien ihm wie ein büßender Engel, wie eine Peri an den Pforten des Paradieſes. Und er eilte auf ſie zu und hob ſie an

ſeine Bruſt und hielt ſie ſprachlos umſchlungen. Dann verſetzte er:

„Nun laß es genug ſein! Wir hatten uns verloren, weil wir Beide aus unſerer Bahn gewichen und ein Opfer, ſelbſt rein und makellos, mußte fallen, damit wir uns wiederfänden auf dem Wege der Pflicht. Unſer Kind, die Frucht einer Liebe, die ihr Gebot überſchritten, war dazu auserſehen und ſein Grabhügel ſollte die Stelle ſein, wo unſere Wege ſich wieder vereinigten.“

Johanna fuhr mit einem Schrei aus ſeinen Armen empor. Ein hoher Greis mit ſtrengen Zügen ſtand in der Mitte des Gemachs. Es war ihr Vater. Er hatte, unvermerkt eintretend, die Worte Alberts vernommen und nachdem er Beide umarmt, verſetzte er mit freundlichem Ernſte:

„Ich bin aus der Ferne Eurem Wandel gefolgt, und wenn ich einſt Eurer Ehe meine Zuſtimmung verſagt, weil ich Euch noch nicht reif hielt für ſolches Bündniß, ſo habt Ihr meine Bedenken nur zu ſehr gerechtfertigt. Noth und Trübſal, wie ich vorhergeſehen, kamen über Euch, aber Härteres, das Härteſte mußte geſchehen, damit Ihr erkenntet, daß man in der Ehe, um andere Opfer abzuwenden, ſein eignes Selbſt zum Opfer bringen muß. So ſorget denn, daß Euer Ver-

luſt Euch zum Gewinne werde. Damit aber Euer zweiter Bund nicht des Segens entbehre, wie Euer erſter, gebe ich ihm hiemit ſeine Weihe.“

Und der Segen des Vaters, von dem es ja heißt, daß er den Kindern Häuſer baue, half das Glück der ſchwer Geprüften vollenden. Johanna freilich vermochte zu einem ganz ungetrübten Genuſſe deſſelben ſo bald noch nicht zu gelangen; es kam noch manch dunkle Stunde über ſie, wo ſich der Trauer um das Verlorne das Gefühl ihrer Schuld geſellte. Erſt, als ſie nach Jahr und Tag ſich wieder Mutter fühlte, empfand ſie in ihrem erleichterten Innern, daß auch der *Himmel ihr verziehen* habe.

Münſter. Gedruckt bei F. C. Brunn.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Vorräthig in allen { E. C. Brunn's Verlag in Münster. } Buchhandlungen.

Bunte Falter.

Novellistische Bilder
aus dem Reise- und Bade-Leben
von A. v. Orlog.
broch. 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., gebd. mit Goldschn. 1 Thlr. 24 Sgr.

Weihnachtsgeister.

Dichtung und Wahrheit
von
Mathilde Quednow.
cart. mit Goldschn. 12 Sgr., elegant gebunden 20 Sgr.

Am Ufer.

Gesammelte Novellen
von
Mathilde Quednow.
broch. 1 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf., gebd. mit Goldschn. 1 Thr. 24 Sgr.

Lenore.

Von
Theodor Storm.
broch. 22 Sgr. 6 Pf., gebd. mit Goldschn. 1 Thlr.

Das Weib
wie es sein soll.
Ein Frauenspiegel.
Nach dem Franz. des P. B. Marchal
übersetzt von
Dr. Paul Grüne.
broch. 22 Sgr. 6 Pf., gebd. mit Goldschn. 1 Thlr.

Im Schloss.

Von
Theodor Storm.
broch. 15 Sgr., gebd. mit Goldschn. 27 Sgr.

Genzianen.

Skizzen-Blätter
von
Elise Polko.
broch. 1 Thlr. 15 Sgr., gebd. mit Goldschn. 2 Thlr.

IMMENSEE
or the old man's Reverie
by
Theodor Storm.
Translated by H. Clark.
broch. 12 Sgr., gebd. mit Goldschn. 20 Sgr.

Gedichte

von
Moritz Saint-Thomas.
Vierte Auflage.
elegant brochirt 1 Thlr.

Von J. M. Hutterus sind früher erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dichtungen. Münster 1838. J. H. Deiters.

Gedichte. Paderborn 1848. W. Crüwell.

David. Drama. Trier 1853. Fr. Lintz. 2te Aufl.

Die Montenegriner. Trauerspiel. Trier 1853. C. Troschel.

Jephtha und seine Tochter. Drama. Trier 1865. Fr. Lintz.

Harmlose Geschichten. Trier 1861. Fr. Lintz.

Novellen. Iserlohn 1862. J. Bädeker.